

VIER

Manifest präsentierendes Bewußtsein, abstraktes Denken und Daten über den demonstrative Inhalt des Wahrnehmens

Inhalt von VIER:

I. Manifest präsentierendes Bewußtsein und abstraktes Denken	159
1. Der Begriff der manifeste Präsenz eines Inhaltes und zwei Anwendungsprinzipien.....	160
1.a Auf einer für alle weiteren Inhalte des Bewußtseins fundamentalen Ebene besitzen gewisse Inhalte eine manifeste Präsenz, d.h. es liegt ein internes und nicht kausal vermitteltes Bezogensein auf sie vor, das in seiner relationalen Struktur irreduzibel ist.....	160
1.b Negatives schematisches Prinzip: Eine bloß systemische notwendige Verknüpfung zwischen bekanntermaßen manifest präsentierenden Zuständen und einem anderen Zustand reicht nicht aus, damit ein abstrakterer Inhalt manifest präsent sein kann.	163
1.c Positives schematisches: Wenn ein manifest präsentierender Zustand x, der jedenfalls einen unproblematischen Inhalt präsentiert, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit einen charakteristischen Bereich ebenfalls manifest präsentierender Zustände Y ausschließt, dann kann ein gewisser weiterer Inhalt grundsätzlich ebenfalls als in x manifest präsent gelten.....	168
2. Der zeichenhafte und operational-diagrammatische Charakter des abstraktes Denken und die natürliche Sprache als Mittel des Denkens.....	172
2.a Inhalte des völlig abstrakten Denkens können nicht manifest präsent sein, aber ein solches Denken schließt wesentlich manifeste Präsentationen ein.	172
2.b Castañedas Slogan ‚Denken ist symbolisch‘: Prozesse des abstrakten Denkens sind auf der manifest präsentierenden Ebene zeichenhaft und operational-diagrammatisch.	175
2.c Relevant für Struktur und Inhalt sind nicht so sehr die manifesten sprachartigen Phänomene, sondern die operational-diagrammtischen Strukturen; allerdings sollten auch nahezu aktivierte Bereitschaften zum Aufbau solcher Strukturen mitberücksichtigt werden.	178
2.d Die Inhalte des abstrakten Denkens sind die Inhalte unserer gewöhnlichen Sprache, sofern sie als Mittel des Denkens eingesetzt wird; einige wichtige Hinweise, daß man zusätzlich besondere Inhalte des kommunikativen Sprachgebrauchs annehmen muß, sind nicht stichhaltig.....	180
II. Bedeutungskonstitutive Dispositionen und die Inhalte des abstrakten Denkens	185
1. Die Konstitution semantischer Eigenschaften durch Gebrauchsdispositionen.....	185
1.a Castañeda: Bedeutungen sind intensionale Abstrakta, die Teil des gedachten Inhaltes sind und durch ausgezeichnete Anwendungsdispositionen festgelegt sind, welche teilweise durch Bedeutungspostulate explizierbar sind.....	185
1.b Trotz fundamentaler Differenzen besonders über die ‚Öffentlichkeit‘ von Bedeutungen kommt P. Horwichs Konzeption der Konstitution semantischer Eigenschaften durch ausgezeichnete Akzeptanzdispositionen Castañedas Intentionen sehr nahe.....	188
2. Einige Aspekte von Horwichs Theorie und Differenzen zu Castañedas Konzeption	194
2.a Die Auszeichnung der konstitutiven Akzeptanzdispositionen erfordert, daß diese eine spezielle Rolle spielen oder auf besondere Weise realisiert sind.....	194
2.b Castañedas Bekenntnis zum semantischen Holismus muß man im Sinne von Horwichs ‚Bedeutungs-Interdependenz‘ verstehen; die strukturellen Bedingungen für solche Interdependenzen sind allerdings stärker, als Castañeda und Horwich es andeuten.	197
2.c Castañedas Begründung eines weitreichenden semantischen Holismus aus der ‚Einheit der Welt‘ ist in einem phänomenologischen Rahmen plausibel, da man mit vielen theorieartigen Bedeutungskonstitutionen rechnen muß und die Realität disparater Phänomene nur zusammen mit verknüpfenden Regelmäßigkeiten angenommen werden kann.....	200

III. Aspekte der phänomenologischen Linguistik der Wahrnehmung	205
1. Einige wichtige Aspekte der phänomenologischen Linguistik der Wahrnehmung: Zuschreibungs- und Ausdrucksformen von perzeptuellen Erfahrungen.....	205
1.a Castañedas Programmformel: Eine Konzeption des Geistes ist in die semantische Syntax der natürlichen Sprache eingebaut, die grundlegender ist als Theorien, die von Bedeutungen einzelner Wörter verkörpert werden.....	205
1.b Es liegt nahe, drei Konstruktionstypen von Wahrnehmungszuschreibungen mit drei Weisen des Wahrnehmens zu assoziieren; doch die Assoziation beruht auf einer Überinterpretation syntaktischer Unterschiede und ist sachlich nicht motiviert.	206
2.c Wenn man den Unterschied zwischen den drei Zuschreibungskonstruktionen nicht im begrifflichen Niveau des zugeschriebenen Wahrnehmens sieht, dann können Beobachtungen über sie aufschlußreich dafür sein, was wir als ‚eigentlichen‘ Inhalt des Wahrnehmens auszeichnen.	211
2.d Die Konstruktion ‚Person s sieht Gegenstand g F-en‘ erweist sich als grundlegende Zuschreibungsform, und sie dient der Zuschreibung eines demonstrativen Inhaltes.	214
2.e Castañedas Identifizierung und Analyse der grundlegenden perzeptuellen Zuschreibungsform richtet sich nicht nur gegen den Gedanken nicht-demonstrativer primärer propositionaler Inhalte des Wahrnehmens und gegen Konzeptionen eines primitiven perzeptuellen Kontaktes mit physischen Dingen, sondern ebenso sehr gegen klassische Sinnesdatentheorien.....	217
2. Verwendungen von Demonstrativa zum Ausdruck perzeptueller Erfahrung	219
2.a Castañedas ‚Wanderer‘-Beispiel enthält eine Wahrnehmungssituation, die hinsichtlich der doxastischen Einstellung des Wahrnehmenden und hinsichtlich der Realität variiert wird; in allen vier Varianten soll sich ein Demonstrativum auf ein Element im visuellen Feld beziehen, während die doxastische Einstellung in der Kopula zum Ausdruck kommt.	219
2.b Eine erfolversprechende Argumentationsstrategie wäre, die einheitliche sprachliche Bedeutung des Demonstrativum in allen vier Situationen zugrunde zu legen und dann für einen kategorial einheitlichen Bezug zu argumentieren.....	221
2.c Wir gestehen auch einem bewußt Halluzinierenden einen Gebrauch von Demonstrativa zu, die wir trotz der außergewöhnlichen Situation als bezugnehmend verstehen und die daher auf etwas anderes als auf Gegenstände der objektiven Welt Bezug nehmen müssen; anhand eines anderen Beispiels läßt sich auch die einheitliche Semantik von Demonstrativa in den vier Situationsvarianten belegen.	226

Programm von VIER:

In diesem Teil werde ich wichtige allgemeinere theoretische Grundlagen für die Wahrnehmungstheorie entwickeln, die ich dann in den beiden Abschnitten von Teil FÜNFF diskutieren werde. Die Diskussion von B. Loars und W. Sellars Konzeptionen in Teil EINS haben zu dem Ergebnis geführt, daß eine Theorie, die die phänomenologische Reflexion verständlichen machen soll, sowohl die nach Sellars vorhandene Kluft zwischen nicht-begrifflichen und begrifflichen geistigen Episoden überbrücken als auch gegen Loars Abtrennung ‚phänomenaler Begriffe‘ eine starke Integration des begrifflichen Systems konzipieren muß. Besonders hinsichtlich des Sellars-Problems kann man aber nicht einfach *beschließen*, daß es gelöst ist, d.h. daß die genannte Kluft irgendwie überbrückt ist. Zunächst muß man daher beide Seiten theoretisch betrachten.

In *Unterabschnitt 1* von *Abschnitt 1* schlage ich eine Bestimmung des Begriffs eines vorbegrifflichen Konfrontiertseins mit Inhalten vor, daß jeglicher Begriffsbildung zugrunde liegt (1.a), und formuliere ein negatives (1.b) und ein positives (1.c.) Prinzip der Anwendung die-

ses Begriffs; das positive Prinzip wird am Ende von Teil eine tragende Rolle spielen, wenn ich meinen Vorschlag entwickle, wie und inwieweit die Sellars'sche Kluft im perzeptuellen Denken überbrückt ist.

In *Unterabschnitt 2* betrachte ich die andere Seite, die des Denkens abstrakter begrifflicher Inhalte, und erkläre, daß Castañedas Slogan ‚Denken ist symbolisch‘ zunächst einmal nicht auf die *sprachliche* Prägung der Inhalte des Denkens abzielt, sondern auf eine allgemeinere *zeichenhafte* Repräsentation des begriffliche Gedachten, die einen operational-diagrammatischen Charakter hat.

Abschnitt II dient dazu, eine Konzeption der *Inhalte* des abstrakt-begrifflichen Denkens zu entwickeln. Ich stelle zunächst (1) Castañedas zentrale Stellungnahmen zur Konstitution dieser Inhalte vor und erläutere, weshalb Paul Horwichs Bedeutungstheorie *trotz tiefgreifender Unterschiede* in einigen ihrer Grundprinzipien eine Ausführung von Castañedas Hinweisen ist. Dann (2) diskutiere ich einige wichtige Probleme von Horwichs Theorie und erkläre, wie sie sich grundsätzlich an die internalistische und holistische Position Castañedas anpassen läßt.

Abschnitt III bildet die Brücke zwischen diesen bedeutungstheoretischen Überlegungen und der in Teil FÜNF dargestellten Wahrnehmungstheorie: Ich verweise auf Castañedas ‚Programmformel‘ der philosophisch relevanten ‚phänomenologischen Linguistik‘, derzufolge in die Bedeutung der natürlichsprachigen Syntax eine fundamentale Auffassung des Geistes eingebaut ist. Sie erscheint angesichts der Möglichkeit einer internalistischen Gebrauchstheorie der Bedeutung, die ich in II begründet habe, umsetzbar, weil die Philosophie unserem gewöhnlichen intersubjektives Wissen von dem korrekten Gebrauch der-und-der Ausdrucksformen in den-und-den Umständen Informationen über die ‚eentlichen‘ Inhalte der Wahrnehmung entnehmen kann. Ich betrachte anhand von Castañedas Texten Zuschreibungs- und Formulierungsformen von perzeptuellen Erfahrungen und komme zu dem Ergebnis, daß wir im Standardfall *interne begriffliche demonstrative Inhalte* als die ‚eentlichen‘ Inhalte der Wahrnehmung ansehen. Dieses einem primitiven Realismus und traditionellen Sinnesdatentheorien *gleichermaßen* entgegenstehende Resultat bildet den Ausgangspunkt für die theoretische Diskussion in Teil FÜNF.

I. Manifest präsentierendes Bewußtsein und abstraktes Denken

Bereits mit der Projektcharakterisierung am Ende von Teil EINS, die die Konsequenzen aus der Diskussion von Loars und Sellars' Problemen zieht, steht fest:

- (a) Sowohl das Verhältnis nicht-begrifflicher zu begrifflichen geistigen Episoden als auch das Verhältnis begrifflicher Episoden untereinander, die sich in ihren Inhalten stark unterscheiden, muß zum zentralen Gegenstand einer Theorie gehören, die die phänomenologische Reflexion zu verstehen gestattet.

Es ist daher für das Projekt dieser Arbeit wesentlich, eine Konzeption der Inhalte des begrifflichen Denkens zu entwickeln.

Eine solche Konzeption ist jedoch aus zwei weiteren Gründen erforderlich:

- (b) Nach der Diskussion der skeptischen Reflexion in Teil ZWEI besteht das berechtigte Bedürfnis, genauer zu verstehen, wie die internalistisch konzipierten Inhalte ‚Des Ballons‘ beschaffen sind.
- (c) Castañeda nimmt einen engen Zusammenhang zwischen Episoden begrifflichen Denkens und dem Gebrauch einer natürlichen Sprache an. Zweifellos schließt das einen engen Zusammenhang zwischen den Inhalten des Denkens und den Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke ein. Das Programm einer ‚phänomenologischen Linguistik‘, die sich jedenfalls in ihren philosophisch relevanten Teilen mit ‚semantisch-syntaktischen Kontrasten‘ befassen soll, hat Aspekte der Bedeutung von Ausdrücken oder syntaktischen Strukturen zum Gegenstand. Man wird demnach ein abstraktes Vorverständnis davon benötigen, was solche Bedeutungen sind, und aufgrund des angenommenen Zusammenhangs auch von den Inhalten begrifflichen Denkens.

Die Gründe (a) und (b) erfordern allerdings eine andere Reaktion als (c): Besonders (a) betrifft das Projekt selbst und verlangt so eine gehaltvolle, möglichst detaillierte Theorie. Der methodologische Grund (c) verlangt eher eine möglichst voraussetzungslose und dennoch methodisch brauchbare Konzeption. Denn die phänomenologisch-linguistischen Studien sollen auch Anhaltspunkte für eine solche in einem engeren Sinn phänomenologische oder internalistische Ontologie liefern, wie Castañeda sie vertritt. Mit diesem Kontrast von Erfordernissen werde ich folgendermaßen umgehen: Ich folge zunächst Castañedas Hinweisen, wobei ich mich an den im ersten Abschnitt von Teil ZWEI entwickelten Prinzipien sowie der internalistischen Fassung des phänomenologischen Projektes orientiere, und versuche, eine für die Gründe (a) und (b) hinreichend detaillierte Konzeption anzugeben. Dabei versuche ich explizit zu machen, welche spezifischeren Ausformungen der Konzeption sich besonders in einem strikt-internalistischen Rahmen nahelegen und welche Aspekte auch in einem Rahmen vertretbar sind, der in einem weiteren Sinn als phänomenologisch bezeichnet werden kann.

1. Der Begriff der manifeste Präsenz eines Inhaltes und zwei Anwendungsprinzipien

1.a Auf einer für alle weiteren Inhalte des Bewußtseins fundamentalen Ebene besitzen gewisse Inhalte eine manifeste Präsenz, d.h. es liegt ein internes und nicht kausal vermitteltes Bezogensein auf sie vor, das in seiner relationalen Struktur irreduzibel ist.

Bevor man etwas über die Inhalte des abstrakten Denkens sagen kann, muß man sich einen Unterschied in der Art vor Augen führen, wie etwas Inhalt einer Bewußtseinsepisode sein kann. Zu Beginn von Teil ZWEI habe ich zwar einerseits zu begründen versucht, daß eine Theorie, die die phänomenologische Reflexion zu verstehen erlaubt, am besten eine inhaltliche Kontinuität zwischen nicht-begrifflichen und begrifflichen geistigen Zuständen annimmt, indem sie Universalien oder aus Universalien aufgebaute Entitäten als Inhalte *beider* Zustandsarten betrachtet. Doch andererseits habe ich die internalistische Fassung des phänomenologischen Projektes so charakterisiert, daß Inhalte, die die ‚äußere Welt‘ betreffen, irgendwie durch einen Bezug auf intern registrierbare Inhalte konstituiert sind. Demnach muß es eine Ebene geben, auf der eine Person auf Inhalte, zu denen auf jeden Fall die Inhalte nicht-begrifflicher Episoden gehören, in einer fundamentalen Weise bezogen ist, so daß es überhaupt eine Konstitution anderer Inhalte geben kann. Meine Formulierung für diese fundamentale Weise lautet, daß ein gewisser Inhalt einer Person *manifest präsent* ist. Ich werde in der folgenden Diskussion meistens allgemein von ‚Inhalten‘ sprechen, um keine Vorentscheidung über ihre genauere Kategorie zu treffen. Ich denke allerdings, daß im einfachsten Fall die fraglichen Inhalte Qualitäten oder Eigenschaften sind. Da es zunächst nicht um mögliche kategoriale Differenzen innerhalb der Gruppe dessen geht, was Inhalt geistiger Episoden sein kann, kann man statt „Inhalt“ im folgenden in der Regel auch „Qualität oder Eigenschaft“ lesen, um sich eine etwas konkretere Vorstellung zu machen.

Es liegt nahe, daß die manifeste Präsenz eine derart fundamentale Angelegenheit ist, daß sich ihr Begriff auf keine nicht-triviale Weise definieren läßt. Doch selbst eine partielle Exposition stößt mindestens auf folgende Probleme:

- (i) Die Exposition muß in einem bestimmten kategorialen Rahmen formuliert sein. Dabei besteht die Gefahr, daß dem Phänomen der manifesten Präsenz eine kategoriale Struktur zugeschrieben wird, die es ‚an sich‘ so nicht hat. Wie in der ganzen Theoriebildung muß man die mögliche Pluralität kategorialer Rahmen zunächst einmal ignorieren, die Theorie in einem bestimmten Rahmen entwickeln und auf künftige diaphilosophische Einsichten hoffen. Dementsprechend werde ich die Charakterisierung der manifesten Präsenz in einem Rahmen vornehmen, dessen Grundkategorien einerseits Individuen und andererseits Universalien wie Eigenschaften oder Relationen sind, die von Individuen exemplifiziert werden können.
- (ii) Der Inhalt des Begriffs der manifesten Präsenz muß im internalistischen Verständnis selbst von der Art der konstituierten Inhalte sein, aus denen die Balloninhalte aufgebaut sind. Eine Konzeption dieser Konstitution muß jedoch noch entwickelt werden. Ich werde dieses Problem hier umgehen, indem ich kurzfristig vom internalistischen Pfad der Tugend abweiche

und unterstelle, wir könnten auf Individuen, Eigenschaften und Beziehungen in einem robusten Sinn Bezug nehmen. Sachverhalte sollen allerdings weiterhin gänzlich aus Universalien aufgebaute Entitäten sein, also keine robusten Substanzen als Konstituenzien einschließen. (Um das deutlich zu machen, verwende ich in den folgenden Formulierungen immer Kennzeichnungen wie ‚die Person, die F ist‘ zur Bezeichnung von Personen.)

Im Folgenden werde ich dreierlei tun: (1) Ich werde mit den beiden genannten Vorbehalten drei Formulierungen vorschlagen, die auf einem äußerst abstrakten Niveau notwendigen Bedingungen für die manifeste Präsenz angeben. Um den Begriff der manifesten Präsenz handhabbar zu machen, werde ich diese abstrakte partielle Exposition durch zwei schematische, d.h. der Anwendung dieses Begriffs dienenden Prinzipien ergänzen, und zwar (2) ein negatives Prinzip, das die Anwendung in bestimmten Fällen untersagt, sowie (3) ein positives Prinzip, das die Anwendung in bestimmten Fällen erlaubt, sofern von diesen Schemata unabhängige Informationen vorliegen, daß ein Inhalt gewisser Art manifest präsent ist. Die beiden schematischen Prinzipien sollen allerdings nicht dazu dienen, herauszufinden, ob überhaupt irgendwelche Inhalte, gegebenenfalls welche und in Episoden welcher Art manifest präsent sein können. Sie handeln vielmehr von Situationen, in denen man bereits als bekannt voraussetzt, daß gewisse Episoden gewisse Inhalte manifest präsentieren, und in denen man aufgrund von Verknüpfen solcher Episoden auf den Gedanken kommen kann, daß dann auch *weitere* Inhalte, die möglicherweise von anderer Art sind als die bekanntermaßen manifest präsenten Inhalte, manifest präsent sind. Das negative Prinzip untersagt für eine gewisse Art von Situationen einen derartigen Schluß auf weitere manifest präsente Inhalte; das positive Prinzip erlaubt für einen anderen Situationstyp grundsätzlich die Annahme weiterer manifest präsenter Inhalte, *sofern* unabhängige Informationen für ihr Präsenz vorliegen.

Meine Vorschläge zu Punkt (1), also die Formulierungen notwendiger Bedingungen für manifeste Präsenz lauten:

- (i) Inhalt I ist zu t der Person, die F ist, nur dann manifest präsent, wenn gilt: Es gibt eine Beziehung R, so daß die Person, die F ist, zu t in R zu I steht, wobei der Sachverhalt, daß die Person, die F ist, zu t in R zu I steht, *nicht* auf einen nicht-relationalen Sachverhalt *reduzierbar* ist.¹ (Relationalität)
- (ii) Inhalt I ist zu t der Person, die F ist, nur dann manifest präsent, wenn gilt: Es gibt eine Beziehung R, so daß die Person, die F ist, zu t in R zu I steht, wobei das Stehen in R zu I zu t eine *interne Eigenschaft* der Person ist, die F ist. (Internalität)
- (iii) Inhalt I ist zu t der Person, die F ist, nur dann manifest präsent, wenn gilt: Es gibt eine Beziehung R, so daß die Person, die F ist, zu t in R zu I steht; dabei impliziert für jede

¹ Ich werde nicht versuchen zu definieren, was man hier unter Reduzierbarkeit verstehen muß, sondern nur den Fall nennen, den ich mit (i) ausschließen möchte: Der Sachverhalt, daß die Person, die F ist, die Eigenschaft E *besitzt*, ist ein relationaler Sachverhalt, der für geeignete Eigenschaften E auch die Bedingungen (ii) und (iii) zu erfüllen scheint. Aber dieser Sachverhalt ist auf den nicht-relationalen Sachverhalt *reduzierbar*, daß die Person, die F ist, E ist.

beliebige Eigenschaft E der Sachverhalt, daß die Person, die E ist, zu t in R zu I steht, nur solche Sachverhalte, die der Person, die E ist, eine kausale Beziehung zu anderen Objekten, ihren eigenen (etwa körperlichen) Teilen oder möglichen eigenen Zuständen zuschreiben, die auch von dem bloßen Sachverhalt impliziert werden, daß die Person, die E ist, existiert.² (kausale Unvermitteltheit)

Man kann die drei Bedingungen in der Formel zusammenfassen, die manifeste Präsenz eines Inhaltes sei ein *internes* (ii) und *nicht kausal vermitteltes* (iii) Bezogensein auf ihn, das in seiner relationalen Struktur *irreduzibel* (i) ist.

Wie aus Klausel (iii) deutlich wird, spielen bei der Frage, ob ein Inhalt manifest präsent sein kann oder nicht, kausale Beziehungen die zentrale Rolle. Als Grundlage der Entwicklung der beiden schematischen Prinzipien ist dementsprechend eine Vorüberlegung zu Kausalbeziehungen zwischen Zuständen eines Wesens erforderlich. Zur Vereinfachung werde ich allerdings einige Spezifika der Kausalbeziehung ignorieren und nur den Gedanken einer gesetzmäßigen Verknüpfung berücksichtigen: (i) Ich sehe von dem weitgehend akzeptierten Umstand ab, daß zumindest die paradigmatischen Relata der Kausalbeziehung Ereignisse oder Veränderungen sind und nicht etwa Eigenschaften oder Propositionen. Es werden auch zeitliche Aufeinanderfolgen gar keine Rolle spielen. (ii) Ich sehe von solchen Aspekten kausaler Beziehungen ab, die insbesondere zwischen hinreichenden und notwendigen Ursachen zu unterscheiden erlauben und die genuin statistische Verursachung zulassen. Wegen dieser Vereinfachung spreche ich von notwendiger Verknüpfung statt von Kausalität. Die Relata notwendiger Verknüpfungen sollen Eigenschaften, also Zustandstypen sein.

Eine einfache, aber für das weitere wichtige Einteilung ist die von Fällen notwendiger Verknüpfungen in solche, die man als gesetzmäßige, und solche, die man als systemische Verknüpfungen bezeichnen kann.

Eine Eigenschaft ζ_1 ist *gesetzmäßig* mit einer Eigenschaft ζ_2 genau dann verknüpft, wenn sich allein aus den Naturgesetzen ergibt, daß gilt:

$$\forall x \forall t (x \text{ besitzt } \zeta_1 \text{ zu } t \rightarrow x \text{ besitzt } \zeta_2 \text{ zu } t).$$

Aus dieser Allaussage folgt trivialerweise für jedes bestimmte System s und jeden Zeitpunkt t:

$$s \text{ besitzt } \zeta_1 \text{ zu } t \rightarrow s \text{ besitzt } \zeta_2 \text{ zu } t.$$

Eine *systemische* notwendige Verknüpfung besteht zwischen zwei Eigenschaften hingegen relativ zu einem bestimmten System, das die Eigenschaften exemplifizieren kann, und relativ zu einem bestimmten Zeitpunkt, an dem das System existiert. ζ_1 und ζ_2 sind genau dann systemisch verknüpft relativ zu System x und Zeitpunkt t, wenn sich aus den Naturgesetzen zusammen mit der Beschreibung einer gewissen strukturellen Beschaffenheit von s zu t ergibt, daß gilt:

² Der Gedanke ist: Daß die Person, die F ist, in einer manifest präsentierenden Relation R zu einem Inhalt steht, impliziert über ihre kausalen Eigenschaften nicht mehr, als schon in der bloßen Charakterisierung als Person, die F ist, enthalten ist.

s besitzt ζ_1 zu $t \rightarrow$ s besitzt ζ_2 zu t.

Wenn ζ_1 und ζ_2 gesetzmäßig verknüpft sind, sind diese Bedingungen für systemische Verknüpfung trivialerweise erfüllt – die Beschaffenheit des Systems ist dann gleichgültig. Eine *bloß systemische* Verknüpfung soll demgegenüber vorliegen, wenn zwei Eigenschaften systemisch, aber nicht gesetzmäßig verknüpft sind.

Ein klassisch-physikalisches Beispiel für eine gesetzmäßige Verknüpfung wäre, daß die konjunktive Eigenschaft von Körpern, die Masse m zu besitzen und die Gesamtkraft F zu erfahren, gesetzmäßig mit dem Zeigen einer bestimmten Beschleunigung a verknüpft ist. Ein entsprechendes Beispiel für eine bloß systemische Verknüpfung findet sich in jeder Schreibtischlampe: Die Eigenschaft, den Schalter in der Position „An“ gelagert zu haben, ist nur relativ zu einer bestimmten Lampe und einer bestimmten Zeit notwendig verknüpft mit der Eigenschaft, eine brennende Glühbirne aufzuweisen.

Sicherlich steckt hinter jeder bloß systemischen eine gewisse gesetzmäßige Verknüpfung, nämlich die Tatsache, daß Naturgesetze garantieren, daß ein System von einer gewissen strukturellen Beschaffenheit ζ_{Struktur} , das die Eigenschaft ζ_1 besitzt, auch die Eigenschaft ζ_2 besitzt. Deshalb scheint jede systemische Verknüpfung von ζ_1 und ζ_2 einfach in einer gesetzmäßigen Verknüpfung der konjunktiven Eigenschaft ($\zeta_1 \wedge \zeta_2$) und der Eigenschaft ζ_2 zu bestehen. Es wird sich jedoch als wichtig erweisen, die strukturellen Randbedingungen des Systems ζ_{Struktur} , aufgrund derer ζ_1 und ζ_2 verknüpft sind, von dem eigentlich interessierenden Zustand ζ_1 zu trennen.

Im folgenden wird es ausschließlich um Verknüpfungen zwischen Zuständen gehen, in denen sich eine Person *zur selben Zeit* befindet, also nicht um Sukzessionen von Zuständen. Ich lasse daher zur Vereinfachung den Bezug auf Zeiten, zu denen die Zustände vorliegen, weg.

1.b Negatives schematisches Prinzip: Eine bloß systemische notwendige Verknüpfung zwischen bekanntermaßen manifest präsentierenden Zuständen und einem anderen Zustand reicht nicht aus, damit ein abstrakterer Inhalt manifest präsent sein kann.

Mein Vorschlag zu Punkt (2), also das negative schematische Prinzip für den Begriff der manifesten Präsenz lautet so:

(MP-neg) Angenommen von einer Menge von Episodentypen $\mathbf{E}_{m.p.}$ ist bereits bekannt, daß es sich um solche der manifesten Präsenz bestimmter Inhalte handelt. Weiter angenommen, daß diese Typen *bloß systemisch* notwendig mit einem anderen Episodentyp E verknüpft sind. Allein aufgrund dieser Sachlage soll man nicht annehmen, daß eine als Inhalt geeignete Entität I , und mag sie in einer noch so engen Beziehung zu den Inhalten der Typen in $\mathbf{E}_{m.p.}$ stehen, in Episoden des Typs E oder in Episoden eines Typs E^* , der zumindest systemisch notwendig mit E verknüpft ist, manifest präsent ist. (Wohl aber mag I in einem schwächeren Sinn Inhalt der Episoden vom Typ E oder E^* sein.)

Die folgenden Punkte sollen schrittweise Aspekte von (MP-neg) erläutern und insgesamt dieses schematische rechtfertigen. Abschließend werde ich es auf einen zentralen Fall anwenden. Zuvor eine Bemerkung zur Terminologie und Notation: Ein Zustand der manifesten Präsenz ist ein Zustandstyp, also eine Eigenschaft. Doch der einfachste denkbare Inhalt eines solchen Zustandes ist ebenfalls eine Eigenschaft. Zur Unterscheidung spreche ich im allgemeinen von Zuständen des manifesten Präsentierens und bezeichne nur ihre möglichen Inhalte als Eigenschaften, und ich bezeichne die Zustände mit kleinen griechischen Buchstaben plus Indizes, etwa „ ζ_1 “, und die Inhalte mit großen lateinischen, etwa „ F_1 “. (Meine Wahl von Buchstaben wie „ F_1 “ und „ F_2 “ soll zu der konkreteren Vorstellung passen, daß im einfachsten Fall die relevanten Inhalte Qualitäten oder Eigenschaften sind.)

1. Zuerst muß ich ganz generell erläutern, welche Art der Überlegung ich mit der Redeweise meine, daß man *aufgrund einer gegebenen notwendigen Verknüpfung* annimmt, daß es Episoden mit einem gewissen Inhalt gibt. Solche Überlegungen gehen von dem Umstand aus, daß bereits gewisse Inhalte als Inhalte von Episoden manifester Präsenz ausgewiesen sind. Zu diesem Ausgangspunkt tritt der aus funktionalistischen Konzeptionen von intentionalen Zuständen bekannte Gedanke, daß kausale Beziehungen zwischen geistigen Zuständen strukturelle Beziehungen zwischen den intentionalen Gehalten dieser Zustände „spiegeln“ können.³ Sofern die kausalen Beziehungen eines gewissen Zustandstyps zu einer Klasse anderer Zustandstypen und außerdem die Gehalte all dieser Typen bekannt sind, kann man vielleicht dazu gelangen, dem fraglichen Zustand einen Gehalt zuzuordnen, der sich auf systematische Weise aus den bekannten Gehalten ergibt.

2. Als nächstes muß man erwägen, welche besondere Situation dadurch eintritt, daß die Zustandstypen mit gegebenem Inhalt solche von Episoden der manifesten Präsenz sein sollen. Gemäß der gegebenen Charakterisierung der manifesten Präsenz von Inhalten *ist* dieser Zustandstyp einfach eine (d.h. ist strikt identisch mit einer) Eigenschaft mit einer relationalen Binnenstruktur, nämlich einer Eigenschaft der Form *in $R_{m.p.}$ zu F stehen*, wobei ‚ $R_{m.p.}$ ‘ für eine Beziehung des manifesten Präsentierens steht. Die auf Inhalte bezogenen Episoden, um die es hier geht, sind daher keine primitiven Partikularien, die eine bestimmte interne Beschaffenheit aufweisen und denen erst aufgrund einer Einbettung in ein Netz kausaler Beziehungen etwa zu Aspekten der Umwelt irgendwie ein Gehalt zugeschrieben werden kann. Vielmehr sollte man die einzelnen Episoden als Exemplifizierungen der relationalen Eigenschaft der Form *in $R_{m.p.}$ zu F stehen* konzipieren, etwa als geordnetes Paar aus einer Person-zu-einer-Zeit und dieser Eigenschaft $\langle\langle s, t \rangle, \text{in } R_{m.p.} \text{ zu } F \text{ stehen} \rangle$.

3. Ich unterstelle, daß keine physische Eigenschaft, jedenfalls keine Eigenschaft, die mit dem Vokabular einer Theorie ausdrückbar ist, die noch eine erkennbare Ähnlichkeit zu den heutigen physikalischen Theorien zeigt, eine solche Eigenschaft der Form *in $R_{m.p.}$ zu F stehen* ist. Das schließt jedoch nicht aus, daß es vernünftig ist, sich an einem *methodologischen Physikalismus* zu orientieren, der besagt, man solle grundsätzlich damit rechnen, daß physikalisch nicht

³ Zur Spiegel-Metapher siehe Loar, *M&M*, S. 62.

ausdrückbare Zustände eine physikalisch beschreibbare Basis besitzen.⁴ Für die anstehenden Überlegungen genügt sogar ein schwächeres methodologisches Prinzip: Man soll eine derartige Basis wenigstens für *möglich* halten, selbst wenn es keinen *prima facie*-Anlaß gibt, mit ihrer Existenz zu rechnen. Die folgende Präzisierung genügt hier: Ich schreibe schematisch „ $\psi_{m.p.}(F)$ “ als Ausdruck einer Eigenschaft des manifesten Präsentiertseins mit (im einfachsten Fall: einer Qualität) F . Man sollte dann sollte jeden Fall, in dem $\psi_{m.p.}(F)$ als tatsächlich exemplifiziert gelten kann, so betrachten, daß es einen physikalisch beschreibbaren Zustand ϕ gibt, so daß „ $\forall x (x \text{ ist } \phi \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F))$ “ eine gesetzesartige Generalisierung ist⁵. Aus rein methodologischen Gründen möchte ich dem Physikalisten noch zwei Schritte entgegenkommen: Ich unterstelle zunächst, daß es zu jedem solchen Zustand ϕ mindestens einen minimalen Zustand ϕ_{\min} gibt, mit dessen Bezeichnung sich ebenfalls die wahre Aussage „ $\forall x (x \text{ ist } \phi_{\min} \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F))$ “ formulieren läßt. Minimal ist dieser Zustand, weil zwar „ ϕ “ „ ϕ_{\min} “ logisch impliziert, aber „ ϕ_{\min} “ selbst nicht wiederum eine andere Zustandbezeichnung impliziert, mit der sich ebenfalls eine wahre Aussage dieser Art formulieren läßt. Und ich unterstelle ferner, daß es dann auch eine Zustandbezeichnung „ ϕ_{\leftrightarrow} “ gibt, so daß das allquantifizierte *Bikonditional* „ $\forall x (x \text{ ist } \phi_{\leftrightarrow} \leftrightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F))$ “ zumindest dann wahr ist, wenn man den Quantifikationsbereich auf eine bestimmte Art von Systemen einschränkt.⁶

4. Wie sähe eine Situation aus, in der man in der Gefahr wäre, aufgrund bloß systemischer Verknüpfungen zwischen einigen bekannten Zuständen des manifesten Präsentierens und einem zusätzlichen Zustand zu postulieren, daß es einen weiteren Zustand des manifesten Präsentierens mit einem bestimmten Inhalt gibt, in den das betrachtete System zumindest treten *kann*? Eine auf das Wesentliche zugespitzte Situation wäre die folgende: Es ist bekannt, daß das System in zwei Zustände des manifesten Präsentierens der Eigenschaften F_1 und F_2 treten kann, nämlich in die Zustände $\psi_{m.p.}(F_1)$ und $\psi_{m.p.}(F_2)$. Darüber hinaus ist es auch zu dem manifest präsentierenden Zustand $\psi_{m.p.}(X)$ fähig, dessen Inhalt X gleichgültig ist. Ich mache die weitere Annahme, daß $\psi_{m.p.}(F_1)$ und $\psi_{m.p.}(F_2)$ je für sich bloß systemisch mit $\psi_{m.p.}(X)$ notwendig verknüpft sind. Die beiden Allaussagen

$$(1) \quad \forall x (x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_1) \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(X))$$

$$(2) \quad \forall x (x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_2) \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(X))$$

⁴ Castañeda formuliert einen methodologischen Physikalismus in *Holism*, S. 124-25: „... nonreductionist *methodological epistemological physicalism* ... is the hypothesis, for the purpose of guiding research, that every mental state or episode has some distinctive physical manifestation.“

⁵ Möglicherweise wird die Allaussage nur von einem System von Aussagen impliziert, die man als die eigentlichen physico-psychischen Gesetzmäßigkeiten ansehen muß. Was jedoch ohne Randbedingungen allein von einem solchen Gesetzssystem impliziert wird, kann selbst als gesetzesartig bezeichnet werden. – Der Kürze wegen verwende ich „ist“ für die Exemplifikation; eigentlich müßte dafür „ist in“ oder „besitzt“ oder „befindet sich in“ stehen.

⁶ Vielleicht sollte man eine so beschränkte Aussage nicht mehr schlichtweg als gesetzesartig bezeichnen. Gegebenenfalls kann man sich zur Bezeichnung als ‚bereichsspezifizierte gesetzesartige Aussage‘ flüchten. Ich sehe nicht, daß im weiteren davon etwas abhängt.

folgen also aus einem gewissen System von Naturgesetzen zusammen mit einer Beschreibung der Beschaffenheit des Systems zur betrachteten Zeit t , nicht aber aus den Naturgesetzen allein. Auf dieser Grundlage mag man auf den Gedanken kommen, dem Zustand $\psi_{m.p.}(X)$ neben seinem internen Inhalt X noch einen weiteren Inhalt zuzuordnen. Wenn man weitere Annahmen über die Einbettung der verknüpften Zustände in das kognitive System macht, könnte dieser Inhalt mit einiger Plausibilität mit einem disjunktiven Komplex aus den Eigenschaften F_1 und F_2 identifiziert werden. Dieser Komplex $D(F_1, F_2)$ ⁷ ist offenbar kein Inhalt, der in dem Zustand $\psi_{m.p.}(X)$ manifest präsent ist; denn dieser Zustand hat bereits seinen internen Inhalt X , von dem ich einfach annehme, daß er von $D(F_1, F_2)$ verschieden ist. Aber man könnte meinen, die ganze Konstellation zeige, daß mit Exemplifizierungen von $\psi_{m.p.}(X)$ zumindest relativ zu dem betrachteten System notwendigerweise ein weiterer Zustand der manifesten Präsentation $\psi_{m.p.}(D(F_1, F_2))$ verknüpft ist.

5. Sobald man aber die Bestimmung der bloß systemischen Verknüpfung und den methodologischen Physikalismus zusammenführt, zeigt sich, daß Überlegungen dieser Form unzulässig sind. Der methodologische Physikalismus erlaubt es nämlich, die für die systemische Verknüpfung relevante Beschaffenheit des System schematisch ins Spiel zu bringen. Die relativ zur Beschaffenheit des Systems geltenden Allaussagen sind zusammengefaßt

$$(1)/(2) \quad \forall x (x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_1/F_2) \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(X)).$$

Dem methodologischen Physikalismus gemäß gibt es drei physikalisch beschreibbare Zustände $\phi(F_1)$, $\phi(F_2)$ und $\phi(X)$ ⁸, so daß gilt:

$$(\phi-\psi F_1) \quad \forall x (x \text{ ist } \phi(F_1) \leftrightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_1))$$

$$(\phi-\psi F_2) \quad \forall x (x \text{ ist } \phi(F_2) \leftrightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_2))$$

$$(\phi-\psi X) \quad \forall x (x \text{ ist } \phi(X) \leftrightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(X))$$

Demnach gibt es wahre physikalische Bilder der Aussagen (1) und (2), nämlich zusammengefaßt:

$$(\phi 1)/(\phi 2) \quad \forall x (x \text{ ist } \phi(F_1/F_2) \rightarrow x \text{ ist } \phi(X)).$$

Damit die angenommenen bloß systemischen Verknüpfungen bestehen, genügt es jedoch, daß sich $(\phi 1)/(\phi 2)$ zu allein aus den Naturgesetzen folgenden Aussagen vervollständigen lassen, indem man in den konditionalen Vordergliedern eine Bezeichnung für die *physikalisch* beschreibbare Gesamtstruktur des Systems ϕ_{Struktur} einfügt:

$$(\phi 1)/(\phi 2) \quad \forall x (x \text{ ist } \phi(F_1/F_2) \wedge x \text{ ist } \phi_{\text{Struktur}} \rightarrow x \text{ ist } \phi(X)).$$

⁷ Je nachdem, wie man die Eigenschaften F_1 und F_2 konzipiert, können die Eigenschaften F_1 und F_2 in $D(F_1, F_2)$ als Teile identifizierbar sein oder auch nicht. Letzteres ist der Fall, wenn man Eigenschaften als Mengen und D als Vereinigungsmengenbildung versteht.

⁸ Der Übersichtlichkeit wegen differenziere ich auch die Bezeichnungen der ϕ -Zuständen mithilfe der Bezeichnungen für die Inhalte der korrelierten ψ -Zustände.

Hinter der bloß systemischen Verknüpfung der Zustände manifesten Präsentierens $\psi_{m.p.}(F_1)$ bzw. $\psi_{m.p.}(F_1)$ und $\psi_{m.p.}(X)$ steckt dann als gesetzmäßige Verknüpfung, daß folgende Aussagen allein aus den Naturgesetzen folgen:

$$(1\text{ges})/(2\text{ges}) \quad \forall x (x \text{ ist } \psi_{m.p.}(F_1/F_2) \wedge x \text{ ist } \phi_{\text{Struktur}} \rightarrow x \text{ ist } \psi_{m.p.}(X)),$$

und es ist gut möglich und äußerst einleuchtend, daß sich keine Analoga finden, in denen „ ϕ_{Struktur} “ durch eine Beschreibung eines Zustandstyps des manifesten Präsentierens ersetzt ist. Daß sich (1ges) und (2ges) aus den Naturgesetzen ergeben, mag zwar eine Basis abgeben, um dem Zustand $\psi_{m.p.}(X)$ in einem gewissen Sinn einen weiteren Inhalt wie etwa $D(F_1, F_2)$ zuzuordnen. Aber es reicht gewiß nicht aus, um einen weiteren Zustand des manifesten Präsentierens zu postulieren. Denn ein solcher Zustand soll in einem internen Bezogensein auf einen Inhalt bestehen, das im Prinzip auch vorliegen kann, wenn es keine kausalen oder gesetzmäßigen Interaktionen physikalisch beschreibbarer Zustände untereinander oder mit anderartigen Zuständen gibt.

6. Auf der Grundlage der allgemeinen Erläuterung und Begründung des schematischen Prinzips ist die *Anwendung* auf den Fall, für den man sich zuallererst interessieren muß, recht einfach. Ausgangspunkt muß ein Typ von Zuständen manifesten Präsentierens sein, dessen mögliche Exemplifizierung man ohne Schwierigkeiten annehmen kann. Ich betrachte es als offenkundig, daß, wenn es überhaupt Fälle von manifester Präsenz gibt, dann die Konfrontation geistiger Wesen mit sinnlichen und gefühlhaften spezifischen Qualitäten dazu gehören. Wenn man einen gewissen Bereich von Zuständen der manifesten Präsenz solcher spezifischer Qualitäten $\psi_{m.p.}(\text{SENS}_i)$ annimmt, so könnte es ähnlich wie in der allgemeinen Diskussion erläutert einen weiteren Zustand $\psi_{m.p.}(X)$ geben, so daß sämtlich Zustände $\psi_{m.p.}(\text{SENS}_i)$ mit ihm einzeln relativ zu einem bestimmten System zu einer Zeit notwendig verknüpft sind. Auf dieser Grundlage könnte man versucht sein, einen weiteren, mit $\psi_{m.p.}(X)$ korrelierten Zustand des manifesten Präsentierens zu postulieren, dessen Inhalt diejenige generische Qualität ist, von der genau die Qualitäten SENS_i Determinationen sind. Damit wäre wenigstens der elementarste Fall etabliert, in dem eine generische Eigenschaft den Inhalt exemplifizierbarer Zustände des manifesten Präsentierens bildet. Aber die angegebene Struktur ist der zuvor in der allgemeinen Diskussion geschilderten ähnlich genug, daß man sofort urteilen kann, daß ihr Vorliegen nicht ausreicht, um die manifeste Präsenz generischer Qualitäten annehmen zu dürfen. Es kommt jedoch hinzu, daß irgendeine Form von Disposition, auf die Präsenz spezifischer Qualitäten aus einem bestimmten Bereich auf gewisse Weise zu reagieren, das einzige zu sein scheint, was zumindest gemäß einer internalistischen Auffassung die Grundlage abgeben kann, um generische Eigenschaften einem Wesen als intentionale Inhalte oder als Komponenten solcher Inhalte zuzuschreiben.⁹ Deshalb ergibt meine Diskussion, daß es grundsätzlich keine Zustände des manifesten Präsentierens generischer Eigenschaften gibt. Per Analo-

⁹ Um eine entsprechende Konzeption bemühe ich mich in Abschnitt II.

gie läßt sich das Ergebnis auf generische n-stellige Beziehungen sowie auf generische Exemplare der Kategorie des Operators übertragen.

1.c Positives schematisches: Wenn ein manifest präsentierender Zustand x , der jedenfalls einen unproblematischen Inhalt präsentiert, mit naturgesetzlicher Notwendigkeit einen charakteristischen Bereich ebenfalls manifest präsentierender Zustände Y ausschließt, dann kann ein gewisser weiterer Inhalt grundsätzlich ebenfalls als in x manifest präsent gelten.

Anders als das negative schematische Prinzip läßt sich das positive nicht leicht in eine Formel pressen. Ich werde jedoch versuchen, einen Typ von Situationen zu charakterisieren, in denen man zur Annahme der manifesten Präsenz eines Inhaltes über bereits bekannte manifeste Präsentationen hinaus grundsätzlich berechtigt ist, sofern entsprechende Hinweise vorliegen.

Für die Entwicklung eines positiven Prinzips ist es nützlich zu fragen, was der Grund war, weshalb in 1.b der Gedanke zurückgewiesen werden mußte, auf der Grundlage einer bloß systemischen Verknüpfung zwischen bekanntermaßen manifest präsentierenden Zuständen und einem weiteren Zustand Inhalte eines bestimmten Typs ebenfalls als mögliche Inhalte manifest präsentierender Zustände auszuweisen. Der Grund war, daß die systemische Verknüpfung auf einem Zustand der physikalisch beschreibbaren Beschaffenheit des Systems beruht, der selbst keinen manifest präsentierenden Zustand konstituiert. Dieser Umstand brachte den Versuch in 1.b, aufgrund systemischer Verknüpfung einen weiteren Inhalt als manifest präsent zu qualifizieren, in Schwierigkeiten, weil in ihm drei Aspekte zusammen kamen: *erstens* der Gedanke, daß kausale Beziehungen – oder in der verwendeten Vereinfachung: notwendige Verknüpfungen – zwischen Zuständen strukturelle Beziehungen zwischen intentionalen Gehalten von Zuständen „spiegeln“ können; *zweitens* der angegebene methodologische Physikalismus, der es erlaubte, in einer Eins-zu-eins-Beziehung physische Zuständen zu den Zuständen manifesten Präsentierens anzunehmen und so die kausalen Beziehungen zwischen letzteren Zuständen auf die physikalisch beschreibbare Ebene herunterzuprojizieren; *drittens* der interne Charakter des Bezogenseins auf einen Inhalt, der zum Konzept des manifesten Präsentierens gehört.

Die Tatsache, daß die physischen Entsprechungen der betrachteten manifest präsentierenden Zustände nur aufgrund des kontingenten Umstandes miteinander verknüpft sind, daß das System eine bestimmte physische Strukturbeschaffenheit ϕ_{Struktur} aufweist, paßt nicht zu dem internen Bezogensein auf einen Inhalt.

Die Frage ist, ob sich wirklich an der Diagnose etwas ändert, wenn man anstelle einer bloß systemischen eine gesetzmäßige Verknüpfung von Zuständen annimmt. *Prima facie* könnte man zu einer verneinenden Antwort neigen, da doch in dem relevanten Sinn nicht nur die Strukturbeschaffenheit eines gegebenen Systems, sondern auch die Naturgesetze kontingent sind. Eine etwas zuversichtlichere Perspektive eröffnet sich allerdings, wenn man den angegebenen methodologischen Physikalismus in Betracht zieht. Er gibt uns nämlich auf, mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die manifest präsentierenden Zustände eine physikalisch beschreibbare Basis besitzen. Die Beziehung zwischen der physischen Basis und den m.p.-

Zuständen ist jedoch ohnehin bloß von naturgesetzlicher Art, und deshalb gilt: Wenn man annehmen kann, $\psi(I)$ sei ein m.p.-Zustand, und wenn es dem methodologischen Physikalismus entsprechend ein physikalisch beschreibbares Korrelat $\phi(I)$ zu $\psi(I)$ gibt, so daß „ $\forall x$ (x ist $\phi(I) \leftrightarrow x$ ist $\psi(I)$)“ wahr ist, und wenn sich außerdem zeigt, daß der Basiszustand $\phi(I)$ nicht bloß systemisch, sondern gesetzmäßig mit anderen physischen Basiszuständen verknüpft ist, denen m.p.-Zustände mit bekannten Inhalten korrespondieren, dann liegt eine ganz andere Situation vor als bei den obigen Überlegungen. Dasjenige an $\phi(I)$, wodurch dieser Zustand gesetzmäßig mit anderen Zuständen interagiert, die die physische Basis von m.p.-Zuständen darstellen, kann durchaus ebenfalls gesetzmäßig einen Aspekt zum Inhalt I beitragen, mit dem der Zustand $\psi(I)$ das System konfrontiert, dessen Basis $\phi(I)$ ist. Es ist also gut möglich, daß solche gesetzmäßigen Verknüpfungen Aspekte des Inhalts I korrespondieren.

Ich versuche, diese sehr abstrakte Einsicht anhand einer spezifizierten Situation zu stabilisieren, die im weiteren als paradigmatischer Fall dienen kann. Ich betrachte es als unangreifbar, daß, wenn es überhaupt Zustände des manifesten Präsentierens gibt, dann nicht bloß *isolierte einfache* sinnliche oder gefühlshafte spezifische Qualitäten Inhalte solcher Zustände sein können. Sofern man nämlich aufgrund eines phänomenologischen Befundes m.p.-Zustände mit derartigen Inhalten annimmt, muß man ebenso das Datum hinnehmen, daß zumindest die sinnlichen Qualitäten der Wahrnehmungsmodalitäten des Sehens, Hörens und Tastens in aller Regel in einer kopräsenten Vielfalt und grundsätzlich in räumlichen oder raum-analogen Strukturen auftauchen. Es ist völlig undenkbar, daß diese strukturelle Einbettung als ein *nicht* manifest präsenten Charakteristikum von den manifest präsenten einzelnen Qualitäten abgelöst ist. Der eigentliche elementare Fall von manifester Präsenz ist demnach die Präsenz einer räumlichen Struktur, in die eine Vielzahl von Qualitäten eingelassen ist.

Wenn $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$ ein solcher Zustand ist, in dem sich eine zusammenhängende räumliche Struktur mit ihrer Qualitätsverteilung präsentiert, so ist folgende Konstellation denkbar: Dem Zustand $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$ korrespondiert ein physischer Basiszustand $\phi(\text{FELD}^*)$; außerdem gibt es eine gewisse Menge M anderer m.p.-Zustände $\psi_{m.p.}(\text{S-FELD}_i)$, die ebenfalls eine räumliche Struktur, allerdings mit jeweils anderen Qualitätsverteilungen präsentieren, sowie zu jedem Zustand in M das physische Korrelat $\phi(\text{S-FELD}_i)$. Die Kennzeichnung der Inhalte der Zustände aus dieser Menge durch „S-FELD“ soll anzeigen, daß sie wirklich ausschließlich sinnliche Qualitäten mit ihrer räumlichen Einbettung einschließen. Die Kennzeichnung „FELD“ für den Inhalt des zuerst eingeführten Zustandes soll demgegenüber offen lassen, daß der sinnlich-räumliche Inhalt noch mit einem zusätzlichen Aspekt versehen ist.¹⁰ Gesetzmäßige Verknüpfungen kommen auf eine etwas andere Weise ins Spiel als die systemischen Verknüpfungen beim vorigen Versuch. Ein erster Versuch, sie in sinnvoller Weise einzubringen, beinhaltet,

¹⁰ Das Sternchen „*“ wird im weiteren immer bei Bezeichnungen für Zustände auftreten, die unmittelbar mit dem Zustand $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$ zusammenhängen, während „i“ ein Platzhalter für Bezeichnungen von Elementen eines Systems von Parametern – etwa den reellen Zahlen – ist, denen sich die Elemente der Menge M eindeutig zuordnen lassen.

daß für eine Teilmenge M' von M gelten soll, daß $\phi(\text{FELD}^*)$ mit der Negation der physischen Korrelate ihrer Elemente gesetzmäßig notwendig verknüpft ist daß also das Aussageschema

$$\forall x (x \text{ ist } \phi(\text{FELD}^*) \rightarrow x \text{ ist nicht } \phi(\text{S-FELD}_i))$$

sich für gewisse Einsetzungen für „i“ aus Naturgesetzen allein ergibt. Die Idee dabei ist, daß der Zustand $\phi(\text{FELD}^*)$ einen bestimmten Bereich von Zuständen $\phi(\text{S-FELD}_i)$ gesetzmäßig *ausschließt*. Das Problem dieses ersten Versuches besteht darin, daß es überaus plausibel ist, daß $\phi(\text{FELD}^*)$ *sämtliche* Zustände $\phi(\text{S-FELD}_i)$ gesetzmäßig ausschließt; denn all diese Zustände legen eine andere Qualitätsverteilung über die präsenzte Raumstruktur fest als $\phi(\text{FELD}^*)$.

Um die erwähnte Idee zu realisieren, muß ein zweiter Versuch verlangen, daß über diese triviale Ausschließung sämtlicher ϕ -Zustände hinaus, die alternative Qualitätsverteilungen festlegen, $\phi(\text{FELD}^*)$ die physischen Korrelate der Zustände aus der Teilmenge M' noch in besonderer Weise ausschließt. Es ist denkbar, daß der Zustand $\phi(\text{FELD}^*)$ einen Zustand $\phi(\text{S-FELD}^*)$ impliziert, ohne daß das Umgekehrte gilt, und daß $\phi(\text{S-FELD}^*)$ die physische Basis eines m.p.-Zustandes $\psi_{m.p.}(\text{S-FELD}^*)$ darstellt, dessen Inhalt genau dieselbe Verteilung primitiver sinnlicher Qualitäten über eine Raumstruktur einschließt wie der Inhalt von $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$. Dann kann $\phi(\text{FELD}^*)$ außerdem einen Zustand $\phi(\text{PLUS}^*)$ implizieren, der seinerseits keinen Zustand impliziert, der die Basis eines Zustandes der manifesten Präsenz primitiver sinnlicher Qualitäten in einer räumlichen Struktur bildet.¹¹ Die besondere ausschließende Kraft von $\phi(\text{FELD}^*)$ kann jetzt darin bestehen, daß $\phi(\text{PLUS}^*)$ einen gewissen Bereich von Zuständen $\phi(\text{S-FELD}_i)$ gesetzmäßig ausschließt, daß sich also Aussagen der Form

$$\forall x (x \text{ ist } \phi(\text{PLUS}^*) \rightarrow x \text{ ist nicht } \phi(\text{S-FELD}_i))$$

allein aus Naturgesetzen ergeben.

Die Möglichkeit von Konstellationen der beschriebenen Sorte gestattet es einzusehen, daß es prinzipiell möglich ist, daß das Moment $\phi(\text{PLUS}^*)$ am Zustand $\phi(\text{FELD}^*)$, welches über den Zustand $\phi(\text{S-FELD}^*)$ hinaus vorhanden ist, der bereits die Verteilung primitiver sinnlicher Qualitäten festlegt, einen zusätzlichen Aspekt im Inhalt FELD^* des manifest präsentierenden Zustandes $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$ festlegt. Dazu muß man die Menge der Inhalte S-FELD_i derjenigen Zustände $\psi_{m.p.}(\text{S-FELD}_i)$ in M betrachten, deren physische Basen $\phi(\text{S-FELD}_i)$ *nicht* durch $\phi(\text{PLUS}^*)$ ausgeschlossen werden. Es ist denkbar, daß all diese Inhalte im Kontrast zu den Inhalten der über ihre Basis ausgeschlossenen Zustände eine besondere Ähnlichkeit aufweisen. Dann ist aber auch denkbar, daß der Ausschluß von Zuständen, deren Korrelate $\psi_{m.p.}(\text{S-FELD}_i)$ ihrem Inhalt nach aus diesem System der Ähnlichkeit herausfallen, einfach ein unvermeidlicher Nebeneffekt der Tatsache ist, daß durch das Moment $\phi(\text{PLUS}^*)$ am Zustand

¹¹ Dabei mag gelten, daß $\phi(\text{PLUS}^*)$ nicht isoliert exemplifizierbar ist, d.h. daß die Naturgesetze verlangen, daß $\phi(\text{PLUS}^*)$ immer zusammen mit einem Zustand von der Art $\phi(\text{S-FELD}^*)$ exemplifiziert ist.

$\phi(\text{FELD}^*)$ der primitiv-sinnliche Inhalt S-FELD* des festgelegten manifest präsentierenden Zustandes $\psi_{m.p.}(\text{FELD}^*)$ mit einem zusätzlichen Charakteristikum versehen und zum Inhalt FELD* erweitert wird.

Ich versuche, an einem Beispiel vorzuführen, welche Art von Fällen ich im Blick habe: Ein visueller Feldinhalt FELD* könnte so beschaffen sein, daß sein primitiv sinnlicher Aspekt S-FELD* eine durchgängig einheitliche Farbqualität zeigt, etwa ein durchgängiges Schwarz, nur daß es an einer gewissen Position eine gleichmäßig gefärbte einfache geometrische Figur enthält, etwa eine rote Kreisfläche in gewisser räumlicher Tiefe. Der dem primitiv sinnlichen Zustand $\psi(\text{S-FELD}^*)$ korrelierte physische Zustand $\phi(\text{S-FELD}^*)$ schließt auf jeden Fall die physischen Basen anders gearteter sinnliche Zustände $\phi(\text{S-FELD}_i)$ aus. (Ich erinnere daran, daß ich ausschließlich über zur selben Zeit vorliegende Zustände rede.) Aber $\psi(\text{FELD}^*)$ kann über seinen bloß sinnlichen Aspekt $\psi(\text{S-FELD}^*)$ hinaus noch einen Zustandsaspekt $\psi(\text{PLUS}^*)$ implizieren, und ihm entspricht ein physischer Zustand $\phi(\text{PLUS}^*)$. $\phi(\text{PLUS}^*)$ kann mit vielen Basen primitiv sinnlicher Zustände $\phi(\text{S-FELD}_i)$ naturgesetzlich vereinbar sein, denen sinnliche Felder S-FELD_i entsprechen, die vom gegebenen S-FELD* (roter Kreis auf Schwarz) verschieden sind. So kann es dem hinzukommenden Zustandsaspekt $\phi(\text{PLUS}^*)$ gleichgültig sein, ob das sinnliche Feld, zu dessen physischer Basis er hinzutritt, in einer Ecke noch eine Grün- oder Gelbqualität enthält. Aber es ist gut denkbar, daß er einen Bereich sinnlicher Zustände $\phi(\text{S-FELD}_i)$ gesetzmäßig ausschließt, deren entsprechende sinnliche Feldinhalte FELD_i eine charakteristische Ähnlichkeit aufweisen. Er könnte beispielsweise genau die $\phi(\text{S-FELD}_i)$ ausschließen, deren entsprechende S-FELD_i keine kreisförmige Figur in einer gewissen räumlichen Tiefe enthalten, die sich durch die sie ausfüllende Qualität vom Hintergrund abhebt. Der Zustandsaspekt $\phi(\text{PLUS}^*)$ hat demnach gewissermaßen die Kraft, mit naturgesetzlicher, also nicht bloß mit systemischer Notwendigkeit einen bestimmten Bereich von manifest präsentierenden Zuständen auszuschließen, indem er deren physischen Korrelate ausschließt. Dann steht jedoch auch der Annahme prinzipiell nichts im Weg, daß sein Enthaltensein in $\phi(\text{FELD}^*)$ dem manifest präsenten Inhalt von $\psi(\text{FELD}^*)$ über den in $\psi(\text{S-FELD}^*)$ präsenten ‚primitiven‘ Inhalt hinaus einen zusätzlichen, manifesten Charakter aufprägt. Wir können uns einer Bestimmung dieses Charakters annähern, indem wir uns vor Augen führen, daß solche Inhalte, die die ‚primitiven‘ Inhalte S-FELD_i der durch den Umweg über die physische Ebene ausgeschlossenen Zustände $\psi(\text{S-FELD}_i)$ aufweisen, diesen Charakter nicht besitzen können, und zwar in einem sehr starken Sinn von ‚können‘. Ich möchte allerdings zwei Dinge anmerken: *Erstens* soll das charakterisierte positive schematische Prinzip kein Rezept enthalten, um aus bekanntermaßen manifest präsentierenden Zuständen vermittels ihrer physischen Korrelate andere manifest präsentierende Zustände zu *konstruieren*. *Zweitens* sehe ich keine Berechtigung, mögliche zusätzliche Charaktere als generische Universalien im Kontrast zu den determinierten Qualitäten, die in Zuständen der Art $\psi(\text{S-FELD}^*)$ präsent sind, zu klassifizieren. Auch besteht keine Berechtigung zu der Annahme, solche Charaktere könnten isoliert, also losgelöst von Inhalten vom Typ S-FELD manifest präsent sein.

2. Der zeichenhafte und operational-diagrammatische Charakter des abstraktes Denken und die natürliche Sprache als Mittel des Denkens

2.a Inhalte des völlig abstrakten Denkens können nicht manifest präsent sein, aber ein solches Denken schließt wesentlich manifeste Präsentationen ein.

Man kann mindestens drei Arten der theoretischen denkenden Aktivität unterscheiden: (a) das Denken an einzelne beobachtbare Dinge und ihre beobachtbaren Eigenschaften und Beziehungen in der zumindest anscheinenden perzeptuellen Anwesenheit solcher Dinge; (b) das Denken an solche Dinge und Eigenschaften, es sei im einzelnen oder allgemeinen, bei perzeptueller Abwesenheit entsprechender Dinge; (c) das Denken an theoretisch postulierte Gegenstände oder wenigstens an unbeobachtbare Eigenschaften von Dingen, also an prinzipiell nicht beobachtbare Entitäten. In Fall (a) scheinen zumindest Aspekte dessen, woran gedacht wird, manifest präsent zu sein. In Fall (b) kann der Denkende immerhin durch Imagination etwas Ähnliches wie die manifeste Präsenz von Aspekten des Gedachten erzeugen, etwa durch Imagination einer Farbqualität beim Denken an einen abwesenden so-und-so gefärbten Gegenstand. Erst in Fall (c) fällt auch diese Möglichkeit weg; allenfalls kann ein Bildbewußtsein von einem beobachtbaren Modell oder Diagramm des gedachten Gegenstandes dem Denken zugrunde liegen.¹² Ich bezeichne Episoden vom Typ (c), in denen nichts vom Gedachten manifest präsent ist, als *völlig abstraktes Denken*. Ganz sicher involvieren bereits die ersten beiden Fälle geistige Leistungen, die bei (c) im reinen Fall auftreten. Um dieses abstrakte Moment des Denkens zu verstehen, möchte ich das begriffliche Denken zunächst so diskutieren, als sei es durchgängig völlig abstrakt.

Wenn man das negative schematische Prinzip zum Begriff der manifesten Präsenz auf das begriffliche Denken anwendet, so steht fest, daß die begrifflichen Inhalte des völlig abstrakten Denkens nicht manifest präsent sein können. Man muß daher fragen, inwieweit sich das abstrakte Denken dennoch auf der Ebene des manifest Präsenten abspielt. Daß es überhaupt eine Ebene der manifesten Präsenz gibt und daß man zu einfachen lokal-phänomenologischen Feststellungen durchaus Zutrauen haben kann, liegt in dem Programm, das diese Arbeit verfolgt. Hinzu kommen einzelne Resultate der bisherigen Teile. Auf dieser Grundlage lassen sich die folgenden Punkte festhalten:

(i) Teil DREI hat nebenbei deutlich gemacht, daß wir bei einer selbstbewußten Reflexion auf unser Geistesleben gedankliche Episoden innerhalb derselben präsenten Ich-Gestalt auffassen oder registrieren können wie sensorische oder emotionale Episoden. Sobald man den Begriff der manifesten Präsenz exponiert hat, ist klar, daß die in DREI postulierte Präsentation einer G-O-Gestalt im Selbstbewußtsein ebenso im Sinn der manifesten Präsenz verstanden werden muß wie die Präsenz der in ihr registrierbaren Episoden.

¹² Wer etwa den Aufbau des Heliumatoms in Gedanken rekapituliert, wird in sich wahrscheinlich ein Bildbewußtsein einer typischen Lehrbuchabbildung erzeugen.

(ii) Unsere gewöhnliche Begrifflichkeit für das Geistige kennt einen Unterschied zwischen zustandsartigen geistigen Eigenschaften wie dem Überzeugtsein oder dem Beabsichtigen von dem-und-dem und ereignisartigen Eigenschaften oder geistigen Akten. Unter den Typen von Akten gibt es jedoch solche, deren Exemplare einfach in einer hinreichend abrupten Änderung hinsichtlich einer zustandsartigen Eigenschaft bestehen. Wenn jemand beispielsweise Zeuge wird, wie das Nachbarhaus fast vollständig herunterbrennt, so wird er sich über alles Mögliche Gedanken machen. Er wird jedoch im Augenblick auch die Absicht aufgeben oder vielmehr einfach verlieren, am nächsten Tag bei dem Bäcker einzukaufen, der unten in dem Haus seinen Verkauf hat. Über den Kontrast zwischen zustands- und ereignisartigen Eigenschaften hinaus unterscheidet der Alltagsverstand solche Akte der bloßen geistigen Zustandsänderung von eigenständigen geistigen Episoden. Hält man sich diese Doppelunterscheidung vor Augen, so ist klar, daß wir gedankliche Prozesse zu den episodischen geistigen Eigenschaften zählen.

(iii) Bemerkenswerterweise kennt die Alltagsbegrifflichkeit keinen weiteren Dualismus innerhalb der episodischen Typen, der dahingehend interpretiert werden könnte, daß in gedanklichen im Kontrast zu sensorisch-gefühlhaften Episoden nichts manifest präsent ist. Das spricht stark dafür, daß die gewöhnliche Kategorisierung geistiger Eigenschaften die geistigen Episoden einfach mit solchen identifiziert, die etwas manifest präsent machen.

(iv) Schon eine oberflächliche lokal-phänomenologisch Reflexion offenbart, daß beim Nachdenken tatsächlich irgend etwas auf der Ebene der manifesten Präsentation abläuft.

(v) Besonders in längeren theoretisch-grübelnden oder deliberativen Phasen des stillen Denkens ist deutlich, daß auf der manifesten Ebene Zeichen der gewöhnlichen Umgangssprache auf imaginierte Weise präsent sind, hauptsächlich als Lautbilder und gefühlte Stimulierungen des Sprachapparates, die allerdings nicht für die laute Rede ausreichen. Vielfältige Indizien (etwa daß Menschen bei einem längeren Auslandsaufenthalte ‚in der Fremdsprache‘ zu träumen anfangen) ebenso wie spontane Reflexionen auf den ‚Nachklang‘ des gerade Gedachten in der Kurzerinnerung offenbaren, daß solche Abfolgen imaginierter Zeichen unser ganzes bewußtes Leben begleiten.

(vi) Ebenso kennt man aber Situationen des Nachdenkens, in denen an der entscheidenden Stelle gerade kein Bild eines gewöhnlichen Ausdrucks auftritt. Zum einen kann man gelegentlich an das Richtige denken, ohne daß einem aber beispielsweise der passende Fachterminus einfällt. Zum anderen kann man im kreativen, etwa wissenschaftlichen oder planenden Denken sich mit gewöhnlichen sprachlichen Mitteln eine Ausgangssituation klar machen und auf dieser Grundlage ein neues Phänomen ersinnen, für das und dessen Teilaspekte man erst noch einen treffenden Ausdruck finden muß. Obwohl in solchen Fällen ein bildhaftes normal-sprachliches Zeichen für das Neue fehlt, scheint es doch irgendwie auf der manifesten Ebene repräsentiert zu sein.

Insgesamt kann kein Zweifel bestehen, daß Prozesse des abstrakten Denkens spezifische Phänomene auf der Ebene des manifest Präsenten involvieren, seien es imaginierte Zeichen der

gewöhnlichen Sprache im Sinn von (v) oder andere repräsentierende Strukturen im Sinn von (vi). Es schließt sich jedoch die Frage an, ob diese manifesten Phänomene bloß ein zufälliges Beiwerk sind, das die wahrhaften gedanklichen Abläufe tief in unseren Gehirnen begleitet, oder ob sie wesentlich zum Denken gehören. Ich möchte mehrere der Art nach verschiedene Hinweise geben:

(vii) Daß die Alltagsbegrifflichkeit keinen Dualismus innerhalb der Gruppe der episodischen geistigen Eigenschaften kennt, spricht sehr dafür, daß wir gerade die erwähnten Abläufe auf der manifest präsenten Ebene als das ansehen, was Denkepisoden gegenüber anderen Akten auszeichnet, die bloß Änderungen in zustandsartigen geistigen Eigenschaften sind.

(viii) Angenommen das perzeptuelle Bewußtsein mit seinen manifesten Inhalten ist kein bloßes Beiwerk, sondern gerade diese bewußte Präsenz von Inhalten in einer raumzeitlichen Struktur löst ein Problem, das sich in der Evolution belebten Wesen stellt, die mit ihrer veränderlichen Umwelt zurechtkommen müssen. Wodurch auch immer diese raumzeitliche Kopräsenz von Inhalten dem erfolgreichen Weltumgang nützt: Es ist nachvollziehbar, daß sich die Evolution, als sie anfang, bewußte Wesen zum kognitiven Umgang mit in der Wahrnehmung gerade *nicht* präsenten Dingen (im einzelnen oder allgemeinen) zu befähigen, dieses evolutionären Renners bediente, indem sie dem Nicht-Präsenten auf der manifesten Ebene eine Pseudo-Präsenz in Form zeichenartiger Phänomene verlieh.

(ix) Ich verweise wieder auf Situationen konzentrierten Nachdenkens (vgl. Punkt (iii) oben). Jeder weiß, daß sowohl die theoretische wie die deliberative Variante sehr anstrengend sein kann. Wir versuchen in solchen Fällen, für einige Zeit die Konzentration auf die Sache aufrecht zu erhalten; zwischendurch bricht die Konzentration zusammen, so daß wir einen neuen Anlauf nehmen müssen. Mir scheint es ein klarer lokal-phänomenologischer Befund zu sein, daß die Phänomene auf der manifesten Ebene dabei nicht einfach nebenher laufen. Vielmehr richten sich die Konzentrationsversuche gerade darauf, eine manifeste zeichenhafte Struktur aufrecht zu erhalten oder wieder und wieder zu reproduzieren. Sicherlich ist mit dieser zeichenartigen Präsenz kausal eine aufwendige Gehirntätigkeit verbunden. Doch es scheint, daß uns gerade das Erzeugen, Kopräsent-Haben und Modifizieren der manifesten Phänomene eine kontrollierbare Reorganisation von tiefer sitzenden Strukturen unserer Person ermöglicht. Wir benutzen die manifesten Phänomene demnach gewissermaßen als Handgriffe, um bewußt kontrollierte Überzeugungen und Intentionen auszubilden und zu verändern. Wenn das richtig ist, dann ist gerade die zentrale Funktion des Denkens, nämlich die kontrollierte und nicht gänzlich durch sinnliche und emotionale Inputs determinierte Modifikation von Einstellungen, dadurch realisiert, daß wir mit manifest präsenten zeichenartigen Phänomenen umgehen. Man kann offen lassen, ob sich die Funktion prinzipiell ohne ein solches Bewußtsein realisierbar ist. Für uns jedoch scheint es so wesentlich zum Denken zu gehören, daß wir die manifesten Abläufe geradezu mit den gedanklichen Episoden identifizieren (vgl. Punkte (iii) und (vii)).

2.b Castañedas Slogan ‚Denken ist symbolisch‘: Prozesse des abstrakten Denkens sind auf der manifest präsentierenden Ebene zeichenhaft und operational-diagrammatisch.

Die in der vorigen Sektion entwickelten Punkte bilden eine Grundlage, um wesentliche Züge der Konzeption zu verstehen, die mit Castañedas Slogan ‚Denken ist symbolisch‘ verbunden ist. Wenn man zusammenstellt, welche Spezifizierungen der Formel Castañeda an verschiedenen Stellen diskutiert, wird deutlich, daß meine vorsichtiger Redeweise angemessen ist, gedankliche Episoden enthielten ein *zeichenartiges* Moment. Zunächst einmal gehören die Elemente, die tatsächlich oder eventuell als solche zeichenartigen Momente dienen sollen, zu zwei verschiedenen Ebenen: *zum einen* zu dem, was ich als die Ebene des manifest Präsenten bezeichne, und *zum anderen* zur Ebene der dahinter liegenden Gehirnstrukturen und -abläufe. Hinsichtlich der ersten, manifesten Ebene kann man bei Castañeda drei Aspekte unterscheiden:

- i. Zum einen denkt er an sensorische Varianten der Symbole der gewöhnlichen Sprache, die man beherrscht.¹³ Ausdrücklich hält er solche Symbole nicht in jedem Fall von Denken für notwendig.¹⁴
- ii. An inneren Bilder erwähnt er nicht nur solche vom gewöhnlichen Symbolismus, sondern auch visuelle Bilder etwa von einer abwesenden Person, an die man denkt.¹⁵ Der entscheidende Unterschied zu (i) besteht darin, daß solche Bilder sich nicht in Typen einordnen lassen, die schon als Elemente eines Sprachsystems bzw. als solchen Elementen eindeutig zugeordnete Typen eine Bedeutung haben können. Da man unter Symbolen eher Zeichen versteht, deren Typen bereits einer Bedeutung oder in Fällen von Mehrdeutigkeit einer endlichen Menge von Bedeutungen zugeordnet sind, bleibe ich bei der vorsichtigeren Rede von Zeichen. Wichtig ist, daß nach Castañeda solche nicht symbolhaften Bilder jedoch auch nicht ikonisch repräsentieren müssen;¹⁶ die Person, an die man denkt, muß beispielsweise nicht weitgehend so aussehen, wie das visuelle Bild sie darstellt, ‚mittels dessen‘ man an sie denkt.¹⁷ Das be-

¹³ Siehe etwa *HumanAction*, S. 4.45: „... your mental images, your mutterings, your gestures in sign language, your motor sensation in your vocal cords, etc. ... these *are* the items you become aware of when you become aware of your having been thinking ...“; *OPM*, S. 44: „... we leave it open that a thinker, call him Intimus, may have as his symbolic medium for his thoughts his own private symbolism. For instance, Intimus could think through sequences of mental auditory or visual images...“ S. 46: „... even if the words and symbols of my idiolect are simply images or sensory contents of my experiences.“

¹⁴ *HumanAction*, S. 4.33: „Often we think of things and their properties and do not recall the appropriate words...“; siehe auch 4.51. Siehe auch *J/P-Indicators*, S. 62: „... one can incur in *lapsus linguae*: one can utter expressions that have, by the semantical rules of one’s idiolect or language, denotations one is not thinking of, yet the very tokening of the sentences containing such expressions may ... be causally involved in one thinkingly referring to other entities... such cases cannot be the groundfloor cases of thinking and speaking.“

¹⁵ Siehe hierzu die Diskussion in *HumanAction*, S. 4.38-4.51.

¹⁶ Castañeda bemerkt dazu; *HumanAction*, S. 40: „... those images must function symbolically, not iconically.“ Es ist aber keine symbolische Funktionsweise in meinem engeren Sinn.

¹⁷ Später in *HumanAction* findet man allerdings wieder ein ikonisches Moment erwähnt; S. 4.51: „Perhaps the characterization ran like this: the man whose complexion is of *this* color, where the image in her mind functioned as a symbol and as presentation of the color in question.“

deutet aber, daß die Beschaffenheit des visuellen oder sonstigen Bildes in diesem zweiten, nicht wahrhaft symbolischen Einsatz gleichgültig ist: Sie muß weder äußerlich produzierten Zeichentypen korrespondieren noch Ähnlichkeit mit dem gedachten Gegenstand garantieren.

Diese beiden Punkte betreffen in erster Linie das zeichenhafte Material, das auf der manifesten Ebene präsent ist. Sie eröffnen außerdem weite Möglichkeiten für das Material, da es auf die Beschaffenheit der nicht symbolischen Zeichen nicht ankommt. Der dritte Punkt betrifft unseren Umgang mit den Zeichen:

iii. In einer späten Stellungnahme in *J/P-KapitanAntwort* ergänzt Castañeda seine beständige Betonung des zeichenhaften („symbolischen“) Charakters des Denkens durch einen Hinweis auf die *operationale Dimension*.¹⁸ Ein etwas näherer Blick auf seine beiden Beispiele lohnt sich. Zu dem etwas einfacheren Fall erklärt er, einen konjunktiven Satz $P \wedge Q$ zu behaupten bestehe darin, eine konjunktive Proposition für das Denken zu repräsentieren oder zu konstruieren.¹⁹ Im Kontext der Stelle muß man das so verstehen, daß wir zwei Repräsentationen der propositionalen Glieder P und Q auf der manifesten Bewußtseinsebene buchstäblich zusammenführen und verknüpfen oder als nun verknüpft auffassen. Das deutlich kompliziertere Beispiel ist das Denken einer allquantifizierten Proposition mit beschränktem Quantifikationsbereich. Castañedas zusammenfassende Aussage hierzu besagt, daß das Denken eines allquantifizierten Satzes (es steht wirklich „sentence“ dort) darin besteht, ein Bild einer Regel zu produzieren und zu betrachten [„contemplate“], die angibt, wie man vom Quantifikationsbereich zur entsprechenden singulären Proposition übergeht. Castañeda spricht von einer operationalen Dimension und meint damit sicherlich einen zeitlich erstreckten Umgang mit etwas. Doch dieses Operieren muß auf irgend einem ‚Spielfeld‘ stattfinden, und die Rede vom ‚Betrachten‘ [„contemplate“] verweist eher auf das Präsentieren einer zeichenartigen, jedoch nicht notwendigerweise sprachartigen Struktur; ich halte es daher für treffend, insgesamt von einer *operational-diagrammatischen* Dimension des Denkens zu sprechen.²⁰ Castañedas Be-

¹⁸ Siehe S. 464; Soweit ich die Arbeiten überblicke, ist es zumindest in dieser Deutlichkeit die einzige Stelle dieser Art.

¹⁹ So fast wörtlich S. 465.

²⁰ Die Bezeichnung als *diagrammatisch* halte ich für treffend, da Castañedas an der Stelle auf Ch. S. Peirce als einen der wenigen verweist, die den operationalen Charakter des Denkens ernst genommen haben, und es etwa die folgende passende Stellungnahme von Peirce gibt; siehe *N&Z*, S. 133-34: „Rational, vom lateinischen *ratio*, ... impliziert, daß Schlußfolgern eine Sache der Berechnung ist, was nicht Wörter, sondern eine Art von Diagrammen, Rechenbrettern oder Zahlzeichen erfordert. Die moderne formale Logik ... erweist ... die römische Ansicht als weitgehend richtig: Wörter, obwohl zweifellos für die Entwicklung des Denkens unabdingbar, spielen bei diesem Vorgang nur eine untergeordnete Rolle, wohingegen das Diagramm oder Ikon, das sich manipulieren läßt, von entscheidender Bedeutung ist. ... Und wozu sind diese Diagramme gut? Um Experimente mit ihnen anzustellen. ... Alles Schlußfolgern ist Experimentieren, und alles Experimentieren ist Schlußfolgern. Wenn dem so ist, so ist diese Folgerung für die Philosophie sehr wichtig, nämlich daß es wirklich kein Schlußfolgern gibt, das nicht von der Art eines diagrammatischen oder mathematischen Schlußfolgerns ist. ... Gutes Schlußfolgern betrifft visuelle und muskuläre Bilder. Auditiv-Ideen bilden die Quelle des meisten verkehrten Denkens.“ Peirce unterscheidet hier sowohl das Diagramm selbst von seiner Manipulation (dem Operieren mit ihm) als auch diagrammatische Zeichen, die ikonisch sein, also durch Ähnlichkeit repräsentieren sollen, von Wörtern, also echten Symbolen.

schreibung der Operation beim Denken eines quantifizierten Inhaltes ist noch recht allgemein, doch er nicht zweifellos ein wirkliches konkretes Operieren mit manifest präsenten Zeichen annimmt. Um das deutlich zu machen, versuche ich, eine möglichst konkrete Darstellung der Art von Operation zu formulieren, wie sie Castañedas Aussagen suggerieren; ich möchte mich allerdings weder hermeneutisch noch sachlich auf genau *diese* Konkretisierung festlegen: Wir haben den Gedanken, daß alle, die morgen arbeiten müssen, bald gehen werden, wobei der Quantifikationsbereich die Gäste der Fete umfaßt, auf der wir uns aufhalten. In unserem manifesten Bewußtsein befindet sich dabei ein (vielleicht gemischt visuell-auditives, jedenfalls sprachliches) Bild der Aussagefunktion „Wenn er/sie morgen arbeiten muß, wird er/sie bald gehen“. An einer anderen räumlichen Stelle unseres perzeptuell-imaginativen Gesamtinhaltes befindet sich ein Bild für den Quantifikationsbereich, vielleicht ein visuell-auditives Bild der Phrase „die Gäste hier“. Während des Denkens realisieren wir gelegentlich die Kurzzeit-Disposition, aus dem Bild des Quantifikationsbereiches ein Bild eines schematischen oder beispielhaften („x“ oder „Peter“) singulären Terms heraustreten zu lassen und es an die Positionen der Pronomina „er/sie“ in der bildhaften propositionalen Funktion zu schieben.²¹

Insgesamt kann man Castañedas Erläuterungen zwei einigermaßen plastische und konkrete Charakterisierungen der manifesten zeichenhaften Beschaffenheit des abstrakten Denkens entnehmen: Auf der einen Seite soll das Denken einen *sprachartigen* Charakter haben; einseitig konkretisiert bedeutet das, daß in einer Denkepisode visuell-auditiv-motorische Bildkomplexe von gewöhnlichen Sätzen oder Texten das sinnliche Bewußtsein durchströmen. Auf der anderen Seite soll das Denken einen *operational-diagrammatischen* Charakter haben; meine Darstellung des Denkens einer quantifizierten Proposition unter (iii) gibt eine Konkretisierung dieses Charakters an. Ein wichtiges Ergebnis ist, daß der sprachartige Charakter nicht absolut wesentlich ist, sondern zumindest gelegentlich und punktuell fehlen kann, und daß er in seiner vereinseitigten Form nicht ausreicht. Es verhält sich demnach mit Sicherheit nicht so, daß das Durchlaufen einer Sequenz geeigneter Symbol-Bilder als solches schon eine gedankliche Episode ist, die einfach aufgrund der Typisierung der bildhaften Symbole einen propositionalen Inhalt besitzt. Vielmehr scheinen sprachartige manifeste Phänomene nur in dem Maß zu einer gedanklichen Episode zu gehören, wie die denkende Person mit ihnen im

Im gewöhnlichen, nicht genuin mathematischen Denken handelt es sich, so denke ich, um eine strukturelle Ähnlichkeit des Diagramms und des gedachten Inhaltes.

²¹ Ich gebe die ganze Originalstelle zur Quantifikation an; S. 464-65: „To apply the universal quantifier (and a quantifier matrix as Kapitan calls its linguistic expression) to a propositional function (a sentential matrix) is *not* to assert that a certain domain of individuals is the domain of values of the related quantifiable propositional function. The operation involved is one of *making*, not describing or predicating, such a connection, as well as *showing* in a schematic example how the use of those values is to proceed: the quantified sentence shows the form of the sentence that result from using the values of the variable in determining the corresponding value of the quantificational operation. In brief, to think a universally quantified sentence is not to describe but to produce and contemplate a picture of a rule which governs how to go from the domain of quantification to the corresponding singular proposition.“ – Der Punkt ist nicht, daß ich genau *diese* von mir gegebene Konkretisierung von Castañedas Hinweisen für psychologisch real halte.

Sinn des operational-diagrammatischen Charakters umgeht. Das heißt jedoch nicht, daß der Einsatz sprachartiger Bilder aufgrund ihrer Typisierung keinen Vorteil gegenüber dem von nicht-symbolischen Phänomenen hätte.

2.c Relevant für Struktur und Inhalt sind nicht so sehr die manifesten sprachartigen Phänomene, sondern die operational-diagrammatischen Strukturen; allerdings sollten auch nahezu aktivierte Bereitschaften zum Aufbau solcher Strukturen mitberücksichtigt werden.

Castañedas Erläuterungen der operationalen Struktur des Denkens eines quantifizierten Inhaltes und umso mehr mein Versuch einer Konkretisierung sind nicht gegen Einwände gefeit. Man muß jedoch in erster Linie auf etwas allgemeinere Bedenken gegen die Konzeption einer sprachartigen und operational-diagrammatischen manifesten Ebene des Denkens eingehen. Man kann im wesentlichen dasselbe Bedenken gegen beide Charakteristika erheben: (a) Es ist sehr zweifelhaft, ob wir selbst in einer vorbildlich, dabei allerdings psychologisch realistischen sprachlich durchgestalteten gedanklichen Phase klar strukturierte und voneinander abgegrenzte Sätze repräsentieren, die propositionalen Inhalte entsprechen. Gerade in Phasen des konzentrierten Nachdenkens scheinen allenfalls Sequenzen von Satzfragmenten, Wendungen, Phrasen oder bloß Wörtern unser Bewußtsein zu durchziehen. (b) Ähnlich unplausibel ist es, daß wir *immer*, wenn wir beispielsweise einen quantifizierten Inhalt denken, und in entsprechender Komplexität, wenn es sich um einen mehrfach quantifizierten oder weitere logische Strukturen aufweisenden Inhalt handelt, im Bewußtsein eine solche diagrammatische Zereemonie veranstalten, wie ich sie in meiner konkreteren Darstellung zu Castañedas Erläuterungen der operationalen Dimension skizziert habe.

i. Wenn meine eigene Darlegung, weshalb Abläufe auf der manifesten Ebene wesentlich zu dem gehören, was wir als gedankliche Episode ansehen, richtig sind, dann darf man sich von Bedenken gegen einzelne Konkretisierungen nicht irre machen lassen. Denn dann besteht das Denken gerade darin, sich durch den Umgang mit manifesten Repräsentanten einen strukturellen Aspekt eines denkbaren Inhaltes klar zu machen.

ii. Ein tatsächliches Operieren mit den Elementen einer diagrammatischen Repräsentation kommt in meiner Konkretisierung des Denkens eines quantifizierten Inhaltes als ‚Verschieben‘ von Symbolen aus einem ‚Reservoir‘ in geeignete Positionen eines Satzschemas vor. Ein konzentriertes Denken, das explizit auf die logische Struktur eines Inhaltes gerichtet ist, dürfte wohl Zeichenmanipulationen einschließen. Wenn wir hingegen einen quantifizierten Sachverhalt bloß rasch erfassen oder rekapitulieren müssen, so kann es ausreichen, mit dem flüchtigen Aufbau einer diagrammatischen Struktur eine Bereitschaft zu derartigen Operationen zu etablieren.

iii. Entsprechend können wir auch zu untergeordnete Strukturen eines gedachten Inhaltes, dessen oberste logische Strukturebene wir uns auf diagrammatischer Weise vor Augen führen,

knapp unter der Schwelle des Bewußtmachens Bereitschaften zu geeigneten diagrammatischen Klärungen mobilisieren.²²

iv. Wenn man nach dem propositionalen Inhalt einer gedanklichen Episode fragt, so sollte man sich nicht so sehr an die typisierte Syntax der vorbeirauschenden sprachartigen manifesten Phänomene orientieren, sondern an der präsenten diagrammatischen Struktur, die zumindest für operationale Prozesse zur Verfügung steht, zusammen mit den auf sie bezogenen Bereitschaften, wie ich sie in (iii) erläutert habe. Kompetenzen zur Sprachverwendung und zum Sprachverstehen spielen zweifellos eine große Rolle dabei, solche Bereitschaften auszubilden.

v. Bereitschaften und Neigungen gehören zu den dispositionalen Zuständen. Sie können also in unterschiedlichen Graden vorliegen, und dieselbe Person kann zu einer Zeit mehrere Neigungen zu Aktivitäten besitzen, die miteinander unvereinbar sind. Man muß sich daher mit dem Gedanken anfreunden, daß es nicht eine einzige scharf umrissene Beziehung des Denkens gibt, die Personen eindeutig auf gedachte Inhalte bezieht. Vielmehr liegt nicht völlig fest, bis zu welchem Grad die Substrukturen, zu deren diagrammatischer Darstellung bloß eine Bereitschaft besteht, als tatsächlich gedacht gelten können; und es kann sein, daß man auf alternative Bereitschaften zur Darstellung von Substrukturen stößt, zwischen denen nicht mit absolutem Recht entschieden werden kann. Es ergibt sich demnach ein doppelter Spielraum für eine Angabe des gedachten Inhaltes, der jedoch nichts daran ändert, daß die Angaben eine Grundlage in der Sache haben. Im weiteren werde ich die Ebene der mobilisierten Bereitschaften zur manifesten zeichenartigen Präsentation als sub-manifeste von der manifesten Ebene unterscheiden und fasse beide der Kürze wegen als manifeste* Ebene zusammen.

Besonders der Umstand, daß zumindest gelegentlich und punktuell auf der manifesten und sub-manifesten Ebene nicht-symbolische zeichenartige Phänomene zum Denken ausreichen, macht es offensichtlich, daß die Abläufe auf der manifesten* Ebene allein keinen gedachten Inhalt festlegen. Wenn man nach ergänzenden Faktoren unterhalb dieser Ebene sucht, sollte man sich zunächst ansehen, in welchem Sinn Castañeda vom ‚symbolischen‘ Charakter des Denkens jenseits der manifesten* Phänomene spricht. Ich denke, daß seine Aussagen im wesentlichen zwei Konzeptionen nahelegen.

Zum einen bekennt er sich unter Berufung auf seine Sellars-Schülerschaft zu dem Gedanken, Denken bestehe in der Verwendung eines Elementes eines Symbolsystems irgendwo im Denkzentrum, welches zweifellos das Gehirn ist.²³ Im (etwas früheren) Typuskript *Human-Action* läßt er allerdings dieselbe Konzeption gewissermaßen auf sich beruhen, indem er darauf beharrt, daß die im Bewußtsein auftauchenden zeichenartigen Phänomene die eigentliche

²² Ein Teil der Anstrengung des konzentrierten grübelnden Nachdenkens dürfte darin bestehen, daß wir ein großes Geflecht solcher Bereitschaften aufrechterhalten und beständig partiell realisieren, bis wir die Antwort auf unsere Frage (Ist das alles kompatibel? Was ist der treffende Begriff für all das? Wer ist der Mörder?) gewissermaßen ‚sehen‘.

²³ Siehe *RosenbergAntwort*, 339-40: „... to think is somehow, as I learned from Sellars, to token some piece of symbolism somewhere in my thinking centers, undoubtedly in my brain.“

Zeichenebene des Denkens bilden.²⁴ Jedenfalls steht fest, daß in dem Maße, wie solche inneren Symbole den Zeichen der öffentlichen Sprache analog sind, sie nicht mit logischer, metaphysischer oder auch bloß naturgesetzlicher Notwendigkeit einen bestimmten Inhalt besitzen. Allenfalls besitzen sie einen Inhalt aufgrund *systemischer* kausaler Verknüpfungen. *Zum anderen* arbeitet Castañeda mit einem Konzept von etwas, das nur noch gewisse Analogien mit gewöhnlichen Zeichen aufweist, nämlich von *Begriffen* [„concepts“]. Ein Begriff soll eine Fähigkeit sein, an Sachverhalte zu denken, die einen gewissen Inhalt, paradigmatisch eine Universalie, als Bestandteil oder als strukturellen Aspekt besitzen.²⁵ Da Begriffe demnach wesentlich auf inhaltliche Aspekte des Denkbaren bezogen sind, kommt es auf die Verknüpfung der manifesten* Phänomene mit solchen begrifflichen Fähigkeiten an, wenn man nach dem gedachten Inhalt fragt.

2.d Die Inhalte des abstrakten Denkens sind die Inhalte unserer gewöhnlichen Sprache, sofern sie als Mittel des Denkens eingesetzt wird; einige wichtige Hinweise, daß man zusätzlich besondere Inhalte des kommunikativen Sprachgebrauchs annehmen muß, sind nicht stichhaltig.

Das Komplement zu Castañedas Slogan ‚Denken ist symbolisch‘ ist der Slogan ‚Sprache ist ein Mittel des Denkens‘. Er meint sicherlich nicht bloß, daß visuelle oder auditive Bilder von Zeichen der gewöhnlichen Sprache neben anderen Arten von Bildern als diagrammatische Elemente auf der manifesten* Ebene dienen können. Angenommen ein deutschsprachiger Denker durchlebt eine gedankliche Episode, in der unter anderem ein visuell-auditives Bild des deutschen Ausdrucks „Elektron“ manifest präsent ist. Im Prinzip kann das Bild für ihn in dem Moment ein manifestes Mittel sein, um an seine Tante zu denken. Doch wir haben zweifellos eine Vorstellung von einer etwas gelungenen Episode, in der etwas, das in einem wichtigen Sinn die Bedeutung des Ausdrucks „Elektron“ oder vielleicht gewisser mit ihm gebildeter komplexer Ausdrücke wie „... ist ein Elektron“ ein Teil des Inhaltes ist, der in dieser Episode gedacht wird. Man kann sich ein entsprechendes idealisiertes Konzept von einem Denker zurecht legen, der über eine Sprache wie das Deutsche verfügt und in einem gewissen Moment eine abstrakte Denkperiode durchlebt: Es ist denkbar, daß er in dem Sinn, in dem die Bedeutung von „Elektron“ im gerade skizzierten Fall Teil des Gedachten ist, alle Aspekte des

²⁴ *HumanAction* 4.44: „Sometimes it has been said that an episode of conceptual consciousness consists of some event in the brain analogous to the production of an utterance of a sentence describing what one is consciousness of. ... a sequence of events in your brain that was your basic, and true symbolic act, your true and intimate speech, so to speak.“ (Der Hinweis auf den Analogie-Gedanken ist eine eindeutige Anspielung auf Sellars.) Darauf bezogen ist das bereits Zitierte von S. 4.49: „... we are better off by taking our mental images, or our motor sensations, or something else, which is sensorily present, as the representative before consciousness of that absent teacher.“

²⁵ *HumanAction*, S. 4.32-33: „Concepts are powers to think of states of affairs. They are powers to think of concept₂s. ... One has a concept A only to the extent to which one can think of states of affairs having the concept₂ corresponding to A as a constituent or as a structure.“ *Begriffe*₁ sind Universalien (S. 4.28); das Konzept der *Begriffe*₂ ist eine Verallgemeinerung auf beliebige Aspekte, für die ein sprachlicher Ausdruck stehen kann (S. 4.29), insbesondere auf logische Strukturen. – Die Analogie besteht zumindest darin, daß Begriffe ebenso wie Zeichen keine denkbaren Inhalte und daß ihre Ausübungen ähnlich wie Verwendungen verschiedener Zeichentypen kombinierbar sind.

Inhaltes seines abstrakten Denkens durch bildhafte Verwendungen von Zeichen seiner gewöhnlichen Sprache repräsentiert. Man kann dann außerdem annehmen, daß er diese Zeichen zugleich in einer ihrer gewöhnlichen äußerlich wahrnehmbaren Formen verwendet.

Der Umstand, daß diese idealisierte Situation wenigstens möglich ist, spricht sehr für die einfache Auffassung, daß bei uns, die wir eine Umgangssprache beherrschen, die begrifflichen Kompetenzen, die unseren manifesten* gedanklichen Operationen einen Inhalt verschaffen, *de facto* mit den Kompetenzen identisch sind, Ausdrücke der Umgangssprache als Mittel des Denkens zu verwenden, sei es inklusive der Produktion äußerlich wahrnehmbarer Zeichen oder bloß in inneren Bildern. Selbstverständlich ist es ebenso eine Tatsache, daß unsere Fähigkeit zur Produktion wahrnehmbarer Realisierungen der Zeichentypen unserer natürlichen Sprache der Interaktion mit anderen Sprachteilnehmern dient. Doch worauf es hier ankommt, ist, daß das System von Mechanismen, das uns zu einer geordneten Produktion solcher Zeichen befähigt, auf jeden Fall auch auf die Erfordernisse zugeschnitten sein muß, denen es als Mittel des individuellen Denkens unterliegt. Für meine Interessen in dieser Arbeit ist der kommunikative Aspekt des Sprachgebrauchs nicht zentral. Der Gedanke, daß die natürliche Sprache ein Mittel des individuellen Denkens ist, läßt sich jedoch etwas schärfen, wenn man einige einfache Dinge über das Verhältnis dieser Rolle der Sprache zu ihrer kommunikativen konstatiert.

i. In einer typischen Kommunikationssituation durchlebt der Sprecher (oder Schreiber) parallel zur Produktion der als Kommunikationsmittel dienenden Zeichen eine gedankliche Episode, in der er wenigstens zu einem gewissen Grade seinen Kommunikationsakt unter Kontrolle hält. Auf der primären Ebene ist dieses Denken nicht reflexiv, etwa mit dem Inhalt ‚Ich werde versuchen, dem anderen mitzuteilen, daß so-und-so‘; sondern idealerweise nutzt der Sprecher gerade die Zeichen seiner Sprache als Mittel des Denkens, die er zum Zweck der Kommunikation hervorbringt. Analog denkt der Zuhörer (oder Leser) beim Verstehen typischerweise etwas, für das idealerweise die vom Sprecher produzierten Zeichen oder eine ziemlich nahe Entsprechung als Mittel des Denkens dienen kann. (Mit ‚Entsprechung‘ meine ich insbesondere, daß indexikalische Termini ausgetauscht werden müssen, etwa ‚du‘ und ‚ich‘.)

ii. In einer typischen Situation produziert der Sprecher gerade diese wahrnehmbaren Zeichen, weil er zu dem, was er zugleich unter ihrem Einsatz als Mittel des Denkens denkt, eine Pro-Einstellung wie das Fürwahrhalten einnimmt. Umgekehrt gehört es zu einer erfolgreichen Kommunikation, daß der Hörer zu dem, was er unter Einsatz einer nahen Entsprechung der vom Sprecher produzierten Zeichen denkt, eine solche Pro-Einstellung einnimmt. Man kann sogar stärker formulieren, daß es in einer typischen Situation für den Erfolg der Interaktion ausreicht, daß ein solches Denken beim Hörer stattfindet.

iii. Die ersten beiden Punkte lassen den Schluß zu, daß der primäre Zweck von sprachlichen Interaktionen darin besteht, auf eine auf seiten des Hörers denkend kontrollierte Weise den Hörer zu einer bestimmten Art des Denkens zu veranlassen oder sein Denken wenigstens zu beeinflussen. Wenn das stimmt, dann sind die Inhalte, die mit sprachlichen Zeichen in ihrem

Einsatz als Mittel des Denkens verbunden sind, zugleich auch die Inhalte, auf die es bei ihrem Einsatz als Kommunikationsmittel ankommt. Zwei Überlegungen, die dafür zu sprechen scheinen, daß die kommunikativ relevanten Inhalte besonderen Anforderungen unterliegen, die die gedanklichen Inhalte womöglich nicht erfüllen, diskutiere ich kurz in den Punkten (iv) und (v).

iv. Frege argumentiert in dem Nachlaßmanuskript ‚Logik‘, ein Widerspruch zwischen den Behauptungen verschiedener Menschen sei nur möglich, wenn genau von demselben Gedanken einerseits die Wahrheit und andererseits die Falschheit behauptet wird.²⁶ Aufgrund dieser Überlegung könnte man auf die Idee kommen, daß zwei Personen nur dann sinnvoll über etwas diskutieren können, wenn ihre Ausdrücke identische Bedeutungen haben. Tatsächlich läßt sich das aber ohne weitere Annahmen nicht begründen. Denn für einen sinnvollen Diskurs reicht es aus, daß die Bedeutungen, die die ausgetauschten Zeichen für die Beteiligten haben, in einem schwächeren Sinn als dem der Identität äquivalent sind und daß die Beteiligten zu Recht unterstellen, daß die Bedingungen für diese schwächere Äquivalenz erfüllt sind. Die Äquivalenz muß insbesondere garantieren, daß sie oder die mit ihnen aufgebauten wahrheitsfähigen Inhalte denselben Wahrheitswert haben. Wenn man das unterstellt, kann der eine dem anderen durchaus widersprechen, obwohl die Inhalte, die beide mit dem fraglichen Satz formulieren, weder identisch noch notwendig äquivalent sind und sich die Inhalte selbst nicht widersprechen. Ein solcher Streit über die Wahrheit wäre nicht ‚eitel‘, wie Frege suggeriert.

v. Ich möchte bezüglich einer wichtigen Auffassung sprachlicher Bedeutung, die auf die kommunikative Rolle der Sprache konzentriert ist, deutlich machen, daß die intersubjektive strikte Identität der Bedeutungen für sie nicht wesentlich ist. D. Lewis unterscheidet Sprachen in einem abstrakten Sinn von Sprache als einer sozialen Praxis. Eine abstrakte Sprache ist im Kern eine Funktion, die Sätzen Entitäten zuweist, die ihren Wahrheitswert absolut besitzen. Ich werde einfach von Propositionen sprechen; daß es sich für Lewis um Mengen möglicher Welten handelt, ist hier nicht wichtig. Eine abstrakte Sprache ist in einer Gemeinschaft im Gebrauch genau dann, wenn eine bestimmte Regularität in ihr den Status einer Konvention hat. Die Regularität besteht darin, als Sprecher nur solche Sätze zu verwenden, von deren zugeordneter Proposition man überzeugt ist, und als Hörer auf die Äußerung eines Satzes durch einen anderen hin von der zugeordneten Proposition überzeugt zu sein.²⁷ Das Postulat identischer Bedeutungen besteht in dieser Konzeption darin, daß es um den Gebrauch einer einzigen Sprache im abstrakten Sinn geht. Die Grundidee wird aber überhaupt nicht beschädigt, wenn man den Sprachteilnehmern verschiedene abstrakte Sprachen zuordnet, solange diese dieselben Sätze im Argumentbereich haben und die zugeordneten Propositionen in einer ge-

²⁶ Siehe *LogikSprachphilosophie*, S. 46.

²⁷ Siehe *Languages*, bes. S. 163-171; meine Darstellung ist vereinfacht. – Lewis umschreibt die Regularität so, daß der Sprecher Sätze äußert, die er für wahr in der abstrakten Sprache **L** hält, und der Hörer auf die Äußerung hin zu derselben Überzeugung gelangt (S. 167). Mir erscheint die Charakterisierung besser, daß der Sprecher von der Proposition überzeugt ist, die die Bedeutung-in-**L** des geäußerten Satzes ist; entsprechend für den Hörer. Ein Punkt ist, daß man dabei den Beteiligten nicht einmal andeutungsweise die Fähigkeit zu metasprachlichen Überzeugungen zuschreibt.

eigneten schwächeren Beziehung der Äquivalenz stehen. Ein Sprecher darf dabei einen Satz nur dann verwenden, wenn er von der Proposition überzeugt ist, die *für ihn* dem Satz zugeordnet ist; und der Hörer soll auf die Äußerung hin von der Proposition überzeugt sein, die *für ihn* mit dem Satz verknüpft ist. Die schwächere, kontingente Äquivalenz garantiert mindestens, daß der Wahrheitswert und die inferentiellen Beziehungen zu den anderen Propositionen der jeweiligen abstrakten Sprache erhalten bleiben. Entgegen dem ersten Anschein ist der Gedanke der Konventionalität von Bedeutungen gerade in Lewis' Analyse des Konventionsbegriffes also nicht wesentlich mit dem Postulat strikt identischer Bedeutungen verknüpft.²⁸

Auf der Grundlage dieser Punkte kann man also als Ergebnis festhalten:

(a) Dem bloßen Konzept der sprachlichen Interaktion läßt sich nicht entnehmen, daß man zusätzlich zu den Inhalten des sprachlich gestützten Denkens noch eine besondere Sorte von Inhalten der sprachlichen Kommunikation annehmen muß. (b) Dem bloßen Konzept der sprachlichen Interaktion läßt sich nicht entnehmen, daß man Inhalte postulieren muß, auf die die Sprachteilnehmer auf weitgehend einheitliche Weise bezogen sind: etwa einen identischen Inhalt, den der eine Teilnehmer aussagt und der andere im günstigen Fall versteht. Einem Verzicht auf ein derartiges Postulat scheint auch der Gedanke der Konventionalität oder sozialen Kontrolliertheit von Bedeutungen nicht entgegen zu stehen. (c) Dem bloßen Konzept der sprachlichen Interaktion läßt sich nicht entnehmen, daß die für die Kommunikation relevanten Inhalte von subjektiven Elementen gereinigt sein müssen, die möglicherweise in Inhalten des sprachlich gestützten Denkens enthalten sind.

Es scheint demnach keine prinzipiellen Gründe dagegen zu geben, sich auf die Inhalte zu konzentrieren, die mit sprachlichen Zeichen in ihrer Funktion als Mittel zum Denken verbunden sind, und zu erwarten, daß das, was an ihrer kommunikativen Einsatz speziell erscheint, weniger durch das Postulieren zusätzlicher Sorten von Bedeutungen oder Inhalten als durch die Annahme komplexer Mechanismen erklärt werden muß, die das Auftreten gedanklicher Inhalte koordinieren.

Castañeda unterscheidet in weitgehender Übereinstimmung mit meinen Punkten zwei primäre Typen der Bezugnahme: (A) Die *denkende Bezugnahme in der ersten Person* ist die Bezugnahme auf eine Entität, indem man an sie denkt. (B) Die *kommunikative Sprecher-Bezugnahme* ist die in Worten ausgedrückte denkende Bezugnahme in der ersten Person, die mir der Intention vorgenommen wird, andere Personen zur denkenden Bezugnahme in der

²⁸ Hinsichtlich der Farbprädikate rechnet Lewis tatsächlich mit einer Divergenz der Bedeutungen für die verschiedenen Sprachteilnehmer oder zumindest für Teilgruppen der Sprachgemeinschaft. Die Theorie des *common sense*, welche die Farbausdrücke zusammen mit anderem, insbesondere dem mentalen Vokabular implizit definiert, soll Klauseln wie ‚Briefkästen sind gelb‘ oder ‚Reclam-Hefte sind gelb‘ enthalten, die jedoch unter den Teilgruppen variieren können. Sicherlich ist es eine kontingente Angelegenheit, ob (deutsche) Briefkästen und Reclam-Hefte dieselbe generische Farbe besitzen. Siehe *Colours*, Abschnitt VIII „How much common knowledge do we really need“, S. 354-358.

ersten Person auf das zu veranlassen, worauf man sich selbst denkend bezieht.²⁹ Für die Zwecke einer phänomenologischen Linguistik verknüpft er die beiden Konzepte zu einem künstlichen Begriff der *Sprecher-Bezugnahme*.³⁰ Dabei handelt es sich um eine in wahrnehmbaren Zeichen formulierte denkende Bezugnahme in der ersten Person (Typ (A)), die als identisch mit der kommunikativen Sprecher-Bezugnahme betrachtet werden kann. Wie eine Reihe von einschränkenden Wendungen deutlich machen, kommt es dabei auf den kommunikativen Aspekt nicht wesentlich an, sondern darauf, daß der Denkende seine Gedanken in offenen Worten seiner Sprache formuliert.³¹

Das idealisierte Konzept von einem in offenen Worten gefaßten abstrakten Denken soll eine zunächst noch auf völlig abstraktes Denken beschränkte und theoretisch etwas anspruchsvollere Version von Castañedas Begriff der Sprecher-Bezugnahme sein: Es ist das Konzept von einem abstrakten Denken, dessen diagrammatischen Strukturen auf der manifesten* Ebene Verwendungen von Zeichen der natürlichen Sprache des Denkenden in einer Weise korrespondieren, daß die Kompetenzen zur Verwendung der offenen Zeichen zugleich die begrifflichen Kompetenzen sind, die mit den manifesten* symbolischen Elementen verknüpft sind und ihnen einen Inhalt geben.

²⁹ Siehe die Punkte (A) und (B) in *J/P-Indicators*, S. 61. Siehe auch *FoundationsCommunication*, S. 126. Dort bezeichnet Castañeda die Wendung „denkende Bezugnahme in der ersten Person“ [first-person thinking reference; S. 63: thinking reference in the first person] als ‚etwas ungenau‘ und meint damit offenbar, daß es sich um keine Bezugnahme *in der ersten Person*, also etwa durch eine Verwendung von ‚ich‘ handeln muß. Wie die Typen (C) und (D) in *J/P-Indicators*, S. 61, deutlich machen, kontrastiert ‚in der ersten Person‘ einfach mit ‚Zuschreibung von Bezugnahmen‘.

³⁰ Siehe *J/P-Indicators*, S. 63.

³¹ Siehe etwa die Formulierung S. 63: „... they articulate sentences that formulate what they are thinking, so that any hearer can, to the extent that communication is viable, think the same as what our speakers are thinking.“ Die zentrale These, daß Verwendungen von Indikatoren nichts als Sprecher-Bezugnahme ausdrücken, ist auch nur sinnvoll, wenn eine Sprecher-Bezugnahme mit einem Indikator nicht zugleich eine kommunikative Bezugnahme in Sinn (B) ist, die also mit der Intention vorgenommen wird, den Hörer zum Denken *an genau denselben Inhalt* zu veranlassen.

II. Bedeutungskonstitutive Dispositionen und die Inhalte des abstrakten Denkens

1. Die Konstitution semantischer Eigenschaften durch Gebrauchsdispositionen

Man kann schwerlich sagen, Castañeda habe eine ausführliche Bedeutungstheorie formuliert. Seine mehr oder weniger verstreuten Hinweise deuten allerdings darauf hin, daß er die allgemeinen Prinzipien einer Theorie der Bedeutung sprachlicher Zeichen in ihrem Gebrauch als Mittel des Denkens für recht einfach hält und Kompliziertheiten eher dort erwartet, wo man etwas über die Bedeutung bestimmter Ausdrücke oder Ausdruckstypen einer gegebenen Sprache auszumachen versucht. Man kann jedoch wiederum unterscheiden zwischen seinen ganz allgemeinen und grundsätzlichen Auffassungen über Bedeutungen und einigen Spezifikationen, die sich wenigstens teilweise aus dem phänomenologischen Programm nahelegen. Ich werde *in diesem Unterabschnitt 1* Castañedas grundsätzliche Aussagen erläutern und diejenige ausgeführte Bedeutungstheorie der jüngeren Zeit nennen, die mir mit seiner Auffassung in diesen allerallgemeinsten Punkten am besten übereinzustimmen scheint. *Im nächsten Unterabschnitt 2* werde ich diskutieren, inwieweit das phänomenologische Programm wichtige Spezifikationen motiviert.

1.a Castañeda: Bedeutungen sind intensionale Abstrakta, die Teil des gedachten Inhaltes sind und durch ausgezeichnete Anwendungsdispositionen festgelegt sind, welche teilweise durch Bedeutungspostulate explizierbar sind.

Zu Castañedas allgemeinsten Auffassungen über Bedeutungen gehören die folgenden:

- (i) Bedeutungen in dem für den denkenden Spracheinsatz grundlegenden Sinn sind intensionale Abstrakta wie Eigenschaften und Relationen.
- (ii) Diese Bedeutungen sind Teil des Inhaltes, den man denkt, wenn man die entsprechenden Ausdrücke korrekt als Mittel des Denkens verwendet.
- (iii) Die Bedeutung eines Ausdrucks für einen bestimmten Sprecher zu einer bestimmten Zeit ist festgelegt durch Sprechendenzen [„speech propensities“] des Sprechers.

Einige philologische Varianten zu diesen allgemeinsten Punkten möchte ich kurz diskutieren.

Zu (i) und (ii):

Einmal spricht Castañeda von *Bündeln* von Eigenschaften als Bedeutungen.³² Er erläutert allerdings nicht den Charakter der Bündelung, etwa ob es sich eher um eine konjunktive oder

³² Siehe *Holism*, S. 106: „The meanings of a predicate, which are thinkable contents, are not extensions, but *intensions*: unified bundles of properties, which in their turn unify the manifolds of speech propensities to use the predicate in question.“

eine disjunktive Verknüpfung handelt.³³ An anderer Stelle scheint er Bedeutung und bezeichnete Eigenschaft eines Ausdruckes zu unterscheiden.³⁴ Ein wenig sieht es dort so aus, als gäbe es eine strukturelle Ebene von Bedeutungen, die logische oder analytische Beziehungen zwischen Ausdrücken reflektiert, und eine andere, eigentlich inhaltliche Ebene dessen, was die Ausdrücke bezeichnen, die allerdings von intensionalen Entitäten wie Eigenschaften gebildet wird. Vielleicht könnten die Farbeigenschaften auf der ‚inhaltlichen‘ Ebene liegen, während auf der ersten, der strukturellen Ebene die Beziehungen zwischen diesen wie Implikation und Inkompatibilität liegen. Andererseits sollen Bedeutungen einen Teil dessen bilden, was unter Einsatz der fraglichen Ausdrücke gedacht wird, und sicherlich gehören auch die Eigenschaften und Beziehungen zu dem gedachten Inhalt.³⁵ Letztlich sollen sich Bedeutungen und bezeichnete Eigenschaften demnach doch auf der selben Ebene befinden und beide in denselben gedachten Inhalt eingehen. Ein ernsthafter Dualismus von semantischen Ebenen widerspräche auch Geist und Buchstaben von Castañedas semantisch-ontologischer Gestaltungstheorie. Insgesamt scheint es das Beste zu sein, Castañedas Andeutungen nicht im Sinn eines Dualismus zweier *semantischer* Ebenen, sondern im Sinn einer Unterscheidung zu verstehen, die er explizit macht, nämlich der zwischen der semantischen Bedeutung eines Ausdruckes bloß als Element eines Sprachsystems und dem, was der Ausdruck in einer konkreten Verwendung bezeichnet. Er rechnet zum einen mit rein kontextuellen Spezifikationen der semantischen Bedeutung und zum anderen damit, daß die generische Bedeutung indexikalischer Ausdrücke durch ein perzeptuelles Feld spezifiziert wird.³⁶ Die semantische Bedeutung ist dabei ‚Teil‘ des gedachten Inhaltes nicht in der Weise eines Bausteins neben anderen, sondern ist ein Schema, das ausgefüllt werden muß.³⁷

³³ An einer Stelle kommt er der Rede von ‚Bündeln‘ in bezug auf einen konkreten Fall nahe: In *J/P-PilotAntwort*, S. 300, bemerkt er, die semantische Bedeutung des spanischen Ausdruckes „azul“ sei ‚ein Bereich von Farbschattierungen, die ein sehender Sprecher des Spanischen als *azul* zu identifizieren vermag‘ [„The semantic meaning is a range of color shades that a seeing speaker of Spanish has the power to identify as *azul*.“] Das spricht eher für ein *disjunktives* Verständnis der Bündelung. In *Color*, S. 186-87, kritisiert er allerdings selbst eine Theorie der Semantik der Farbwörter, derzufolge sie eine ‚quantifizierte‘ Bedeutung haben, nämlich ‚*x* ist blau‘ tatsächlich von der Form ‚*x* hat eine (Farb-)Schattierung vom Typ Blau‘ ist; die Quantifikationsstruktur sei zu anspruchsvoll, um das Erlernen der Farbwörter von Kindern erklärbar zu machen. Die ‚disjunktive‘ Bündel-Auffassung steht aber in der Gefahr, eine ähnlich komplexe Semantik der Farbwörter im generischen Gebrauch erforderlich zu machen, etwa ‚*x* ist blau‘ als ‚*x* besitzt irgendeine der Schattierungen aus diesem Bündel‘ oder gar als ‚*x* ist blau₁ ∨ *x* ist blau₂ ∨ *x* ist blau₃ ...‘ zu verstehen.

³⁴ Siehe *Holism*, S. 108: „... semantic postulates constituting the meaning of an expression *E* that denotes [a property] *P* ...“

³⁵ Siehe *Holism*, S. 103: „The meanings of one’s words and sentences are a part of what one thinks when one uses a token *T* of a sentence containing these words as a means of thinking, or as an expression of what one thinks. Then one uses the word tokens in *T* to refer to individuals, properties, and relations that conform to the meanings of their constitutive word types.“ (Meine Unterstr.; RB)

³⁶ Siehe *Holism*, S. 108: „For instance, the pair of expressions ‚long‘/‚short‘ is at the purely semantic, dispositional level a schema of a family of relations of height. On occasions of use it gains specificity.“ Zu den Indikatoren siehe *PBS*, S. 321; *J/P-PilotAntwort*, S. 303-304, sowie den zweiten Abschnitt von Teil FÜNF der Arbeit.

³⁷ Siehe *Holism*, S. 108: „... a schema which is filled in in an actual speech-thinking act.“

Da ich jedoch eine Auffassung zu entwickeln versuche, die die phänomenologische Reflexion zu verstehen erlaubt, empfiehlt es sich unabhängig von philologischen Fragen, einen Dualismus von semantischen Ebenen strikt zu vermeiden. Wenn man nämlich zwei solche Ebenen unterscheidet, so scheint am ehesten die Ebene der bezeichneten Eigenschaften dem zu entsprechen, was ich in Teil EINS *realen Inhalt* genannt habe.³⁸ Wenn umgekehrt auch die erste Ebene einen Aspekt des realen Inhaltes darstellen soll, so spricht prinzipiell nichts gegen eine einfache Auffassung, die auf einer einzigen Ebene alle Aspekte des realen Inhaltes vereinigt.

Zu (iii):

Gelegentlich spricht Castañeda davon, man könne eine Bedeutung in unterschiedlichen Graden kennen. Es ist aber klar, daß er an solchen Stellen unter Bedeutungen einen Standard versteht, der durch gewisse kompetente Sprecher der Sprachgemeinschaft gegeben ist.³⁹ Das ändert nichts daran, daß die ‚persönlichen Bedeutungen‘ von Ausdrücken für jemanden durch die Sprechenden bestimmt werden, die sie oder er zu einem gegebenen Zeitpunkt internalisiert hat.⁴⁰ Zu den Sprechneigungen erfährt man im wesentlichen folgendes:

- Es handelt sich, jedenfalls im zentralen Fall von prädikativen Ausdrücken, um Dispositionen zur *Anwendung* des Terminus;⁴¹
- Sprechneigungen sind Internalisierungen von Regeln;⁴²
- es ist wesentlich, daß ein Ausdruck in aller Regel aus Gewohnheit und korrekt angewendet wird; nur auf dieser gewohnheitsmäßig-korrekten Basis sind Korrekturen von einzelnen Fehlanwendungen möglich;⁴³
- Sprechneigungen lassen sich durch kausal-semantische Schemata beschreiben, und zwar hinsichtlich eines Prädikats *F erstens* durch solche, die im ursächlichen Fak-

³⁸ Siehe die Loar-Diskussion in Teil EINS, Abschnitt II, Sektion 1.b.

³⁹ Das wird etwa in der folgenden Stelle durch den Hinweis auf den sozialen Kontext des Lernens deutlich; *Holism*, S. 107-08: „To know the meaning is to know how to use the expression... Palpably this allows of degrees. ... the manifold of propensities to use a word as a means of thinking may be acquired piecemeal – in social interaction to be sure.“ Siehe auch S. 110: „This central role of the speaker is ... compatible with the speaker using meanings given to her by her community of speakers.“

⁴⁰ Siehe *Holism*, S. 103: „personal meanings“; S. 104: „... a mature speaker has internalized the rules of the language she speaks as speech propensities...“; S. 107: „One must use the meanings currently at one’s disposal.“ S. 118: „Social origin of language is fine. In the end, however, a speaker cannot help but speak from his resources and his meanings as these are built into his speech propensities.“

⁴¹ Siehe die ganze Darstellung in *Holism*, S. 104-05, bes. S. 105 u.: „The criteria for correctly applying ... an expression *E* built into the speech propensities of a person *P* at a given time *t* determine the meaning(s) of *E* for *P* at *t*.“

⁴² Siehe *Holism*, S. 104: „speaker has internalized the rules ... as speech propensities“.

⁴³ Siehe *Holism*, S. 104: „... normally speakers perform speech acts in a habitual manner ...“; S. 105: „... a speaker must normally apply his linguistic rules correctly. ... Within a background of correctly used expressions a speaker can ask whether a particular use of an expression is correct ...“; „As a first step in his internalization of linguistic rules the speaker must acquire propensities to use words correctly.“

tor die Präsenz von etwas F-Artigem einschließen und *zweitens* durch solche, in denen das nicht der Fall ist;⁴⁴

- Bedeutungspostulate, die Beziehungen der Implikation, Inkompatibilität etc. zwischen Eigenschaften aussagen, konstituieren die Bedeutungen der Ausdrücke, die die Eigenschaften bezeichnen.⁴⁵

Einige wichtige Zusammenhänge zwischen den genannten Aspekten lassen sich ausmachen: (a) Die Bedeutung eines Ausdrucks wird durch die basale Fähigkeit zu seiner gewohnheitsmäßig-korrekten Anwendung konstituiert. (b) Bedeutungspostulate wie ‚Alles Farbige hat auch eine räumliche Ausdehnung‘ sind von normativ gefaßten Regeln wie etwa ‚Sprich einer Sache niemals eine Farbe zu, während du die Anwendung jeglicher Bestimmungen von räumlicher Ausdehnung grundsätzlich verweigerst‘ inhaltlich nicht weit entfernt. Man kann einfach eine Meta-Regel annehmen, die vorschreibt, die Sprache den Bedeutungspostulaten gemäß zu verwenden, und so von einem Postulat zur inhaltlich entsprechenden Regel überzugehen erlaubt. (c) Die kausal-semanticen Schemata der zweiten Sorte sind recht gut geeignet, die dispositionalen Internalisierungen solcher Systeme von Regeln zu beschreiben, die den Bedeutungspostulaten korrespondieren. Das ist besonders dann der Fall, wenn eine Regel, die vielleicht eine Konsequenz aus einem System grundsätzlicherer Regeln ist, von der konditionalen Form ist ‚Wenn du eine Sache für $G_1, G_2, G_3 \dots$ hältst, dann wende auch das Prädikat F auf sie an‘; denn der konditionalen Form kann gut ein kausaler Ablauf entsprechen, in dem der Sprecher sich der Reihe nach bewußt wird, daß eine Sache $G_1, G_2, G_3 \dots$ ist, und daraufhin das Prädikat F auf sie anwendet. Allerdings erscheint es mir nicht sinnvoll, die Charakterisierungen bedeutungskonstitutiver Dispositionen zur Zeichenanwendung generell auf die Bestimmung solcher kausaler Abläufe einzuschränken.

1.b Trotz fundamentaler Differenzen besonders über die ‚Öffentlichkeit‘ von Bedeutungen kommt P. Horwichts Konzeption der Konstitution semantischer Eigenschaften durch ausgezeichnete Akzeptanzdispositionen Castañedas Intentionen sehr nahe.

Trotz gewaltiger Differenzen scheint mir Paul Horwich derjenige Philosoph zu sein, dessen ausgeführte Bedeutungstheorie in ihren obersten Prinzipien am eindeutigsten den Gedanken einer individualistischen, in einfacher Weise auf Dispositionen zur Anwendung von Ausdrücken rekurrierenden Ein-Ebenen-Konzeption der Bedeutung umsetzt, wie sie sich aus Casta-

⁴⁴ Siehe *Holism*, S. 104-05: „... we must hold on to serial causal-semantic schemata. ... The first clauses of a schema for an expression F pertain to situations containing external, perceptual outputs originating in inputs containing something F -like that causes the perceiving speaker to think (even express verbally) a content of the form „That is an F ,“ or „That F is G .“ Other clauses present the tokening of sentences containing the term F as outputs of sequences of events in which nothing F -like occurs.“

⁴⁵ Siehe *Holism*, S. 108: „The propositions formulating those structural relationships as they intersect at a property P are postulates in the logic of P . They are ... semantic postulates constituting the meaning of an expression E that denotes P ...“

ñedas Aussagen sowie dem internalistischen Projekt nahegelegt. An obersten Prinzipien kann man bei Horwich die folgenden ausmachen:

- i. Die grundlegenden semantischen Tatsachen sind solche über die syntaktischen Konstituenzen bzw. Strukturen, d.h. ganz allgemein über die syntaktischen Elemente⁴⁶ von Sätzen, und die semantischen Tatsachen über Sätze werden durch sie bestimmt.⁴⁷
- ii. Der Bedeutungshaftigkeit eines Ausdrucks liegt kein eigentümlicher *kommunikativer* Effekt zugrunde.⁴⁸
- iii. Bedeutungen sind abstrakte Entitäten (Horwich bezeichnet sie als *Begriffe*), zu denen die bedeutungsvollen Zeichen in Relation stehen und die Konstituenzen der psychisch charakteristischen Inhalte sogenannter propositionaler Einstellungen sind.⁴⁹
- iv. Man kann die Menge aller geordneten Paare $\langle A, s^t \rangle$ aus einem syntaktischen Element A und einer Person s zugrunde legen, die zu einer bestimmten Zeit t eine Fähigkeit besitzt, es bedeutungsvoll zu verwenden. Jedem solchen Paar ist im Sinn von (iii) die Bedeutung von A im Gebrauch von s zu t zugeordnet. Dann ist außerdem jedem solchen Paar derartig eine Teilmenge der Menge von dispositionalen Eigenschaften zugeordnet, die zu t den Gebrauch von A durch s betreffen, daß zwei Paaren $\langle A_1, s_1^{t1} \rangle$ und $\langle A_2, s_2^{t2} \rangle$ genau dann dieselbe Bedeutung zugeordnet ist, wenn ihnen dieselbe Teilmenge dispositionaler Eigenschaften zugeordnet ist.⁵⁰

Einige Details von Horwichs Konzeption sind für den Erfolg äußerst wichtig und gehören zugleich zum Gegenstandsbereich harter Debatten. Ich werde nur auf eines dieser Details genauer eingehen. Aus der Perspektive meines Projektes spricht nichts prinzipiell gegen Horwichs Vorschlag, sondern eher alles für eine Konzeption etwa dieser Art. Über die großen Debatten kann ich hier allerdings nicht mit Gründen und endgültig entscheiden.

⁴⁶ Horwich spricht in der Regel von der Bedeutung von *Wörtern* (etwa *Meaning*, S. 44-45), jedoch auch von der von *Schemata* (S. 154). Mein Begriff des syntaktischen Elementes soll alles umfassen, was Bedeutung haben kann. So könnte die Negation statt durch besondere Ausdrücke („nicht“, „un“ etc.) allein durch Wortstellung, die Tonhöhe oder einen begleitenden Tanz ausgedrückt werden oder, wenn die Sprache Verwechslungen zu vermeiden erlaubt, dadurch, daß man das Negierte rückwärts ausspricht.

⁴⁷ Diese Auffassung steht im Gegensatz etwa zu der Konzeption, die D. Lewis in *Languages* entwickelt: Ihr zufolge determinieren unter gewissen Umständen die propositionalen Einstellungen eines Subjektes die Wahrheitsbedingungen ganzer Sätze seiner Sprache, und, da Lewis Wahrheitsbedingungen mit Propositionen im Sinn von Mengen von möglichen Welten identifiziert, damit dasjenige, was sie bedeuten. Ob die Bedeutungen ganzer Sätze jedoch eindeutig eine ‚Grammatik‘, folglich die Bedeutungen der subsententiellen Ausdrücke festlegen, ist damit nicht ausgemacht, und Lewis äußert sich skeptisch zu dieser Frage. (Siehe bes. S. 177-78.) Folglich rechnet er mit der Möglichkeit, daß es eindeutige Tatsachen über die Bedeutung von Sätzen gibt, ohne daß es welche über die subsententiellen Bedeutungen gibt.

⁴⁸ Das ist eine abstrakte Formulierung für Horwichs Ablehnung einer Grice’schen Analyse von ‚bedeuten‘ in semantischen Zusammenhängen; siehe *Meaning*, S. 4-5, Punkt (3).

⁴⁹ Siehe *Meaning*, S. 4-5; S. 44, Punkt (I); S. 44, Anm. 2: „constituents of ... thought character“.

⁵⁰ Ich versuche mit dieser Formulierung, die Aussage, daß eine *gewisse* Teilmenge dispositionaler Eigenschaften von Ausdrücken eins-zu-eins mit ihren Bedeutungen korreliert, unabhängig von der Beantwortung der Frage zu machen, wie diese Teilmenge festgelegt ist.

Das Detail, das ich diskutieren möchte, ist die Antwort auf die Frage, von welcher Art die dispositionalen Eigenschaften sind, die dem Haben einer Bedeutung korrespondieren, und insbesondere *wozu* ein Sprecher disponiert ist, wenn er eine solche Eigenschaft besitzt. Castañedas Antwort lautet, es handle sich um Dispositionen zur *Anwendung* von (prädikativen) Ausdrücken unter bestimmten Bedingungen. Horwichs Antwort kann man als plausible Verallgemeinerung dieser Bestimmung verstehen: Die semantisch konstitutiven Eigenschaften sind *Akzeptanzeigenschaften* [„acceptance properties“], d.h. wer sie besitzt, ist disponiert, unter bestimmten Umständen einen Satz bestimmter Art zu akzeptieren, der den betreffenden Ausdruck enthält (oder allgemein: das syntaktische Element aufweist).⁵¹ Das zentrale Problem ist allerdings, daß Horwich verlangt, die dem Bedeutung-Haben zugrunde liegenden Akzeptanzeigenschaften müßten vollkommen nicht-semantisch sein.⁵² Das erfordert nämlich insbesondere, daß das Akzeptieren von Sätzen eine nicht-semantische Relation ist und sich ‚auf nicht-semantische Weise explizieren läßt‘.⁵³ Um darzulegen, daß das möglich ist, skizziert Horwich eine äußerst vereinfachte Theorie, die unter anderem die Relation des Akzeptierens ‚charakterisieren‘ soll.⁵⁴ Es ist aber fraglich, ob die Theorie wirklich ganz ohne semantisches Vokabular formuliert werden kann. Beispielsweise lautet eine zentrale und in der Skizze vermutlich nur exemplarisch für ähnliche Theoreme stehende Klausel folgendermaßen:

S akzeptiert ‚ $p \rightarrow q$ ‘ genau dann, wenn gilt: *S* ist disponiert, ‚*q*‘ zu akzeptieren, sobald er ‚*p*‘ akzeptiert.⁵⁵

Die Frage ist, was es mit dem Pfeil in ‚ $p \rightarrow q$ ‘ auf sich hat. Da die skizzierte Theorie sicherlich für beliebige Sprachen gelten soll⁵⁶, kann er kaum als objektsprachliches Zeichen gemeint sein. Dann muß die Klausel jedoch eine Abkürzung für etwas der folgenden Art sein:

Es gibt in der Sprache **L** ein syntaktisches Schema **S**, so daß ??? und so daß für alle Sätze α und β von **L** gilt: Person *s* akzeptiert **S**(α , β) genau dann, wenn *s* disponiert ist, β zu akzeptieren, sobald er/sie α akzeptiert.⁵⁷

⁵¹ Der Vorteil ist, daß man sich des Problems entledigt zu erklären, was es heißen soll, daß man Ausdrücke wie „aber“ oder „sehr“ auf einen Gegenstand anwendet.

⁵² Siehe etwa S. 6: „... the non-semantic characteristic to which the meaning property of a word reduces is ... the property that every use of the word is explained in terms of the fact that we accept certain specified sentences containing it.“ Siehe S. 58: „... a use property must be *non-semantic*“. Siehe auch S. 94-95.

⁵³ Siehe S. 94-95.

⁵⁴ Ich nehme an, daß die Theorieklauseln die Relation des Akzeptierens charakterisieren, indem sie ungefähr diejenigen Klauseln sind, deren explanatorisch grundlegende Akzeptanz die Bedeutung von „akzeptieren“ konstituiert.

⁵⁵ Siehe S. 96, Klausel (4).

⁵⁶ Horwich gibt keinerlei Hinweise, daß seine Theorie in Wahrheit ein spezifisches ‚akzeptiert-in-L‘ charakterisiert.

⁵⁷ Ganz allgemein steht ‚**S**‘ für eine eindeutige Funktion, die Paare von Sätzen von **L** auf Sätze von **L** abbildet. Daß die Verknüpfung durch Dazwischenschreiben eines weiteren Zeichens geschieht oder auch nur die ursprünglichen Sätze im Resultat als physische Teile erkennbar sind, ist nicht notwendig.

Für die Ausfüllung der Stelle, die die drei Fragezeichen markieren, sehe ich nur zwei plausible Kandidaten: erstens die Bedingung, daß das Schema **S** das Konditional *bedeutet*, und zweitens die, daß **S** derartig ist, daß $S(\alpha, \beta)$ genau dann wahr ist, wenn α falsch oder β wahr ist. Doch „bedeuten“ sowie „wahr“ und „falsch“ sind geradezu die paradigmatischen semantischen Termini.⁵⁸ Die einzige Alternative wäre, die Fragezeichen-Bedingung ganz weg zu lassen. Aber dann verliert die Theorie derartig an Bestimmtheit, daß sehr fraglich ist, ob sie eindeutig zu ‚charakterisieren‘ erlaubt, was man intuitiv unter dem Akzeptieren eines Satzes versteht. Es besteht sogar die Gefahr, daß gemäß Horwichs kleiner Theorie ‚akzeptieren‘ ebensogut *anti-akzeptieren* bedeuten könnte, womit intuitiv das kognitive Ablehnen eines Satzes gemeint ist.⁵⁹ Mir scheint, daß solche Verwendungen semantischer Begriffe, wie sie in einer Charakterisierung des Akzeptierens aller Wahrscheinlichkeit nach nötig sind, Horwichs Grundidee nicht beschädigen. Sie werden nämlich nicht verwendet, um *singuläre* semantische oder intentionale Bedingungen zu formulieren, etwa das ein bestimmter Ausdruck das-und-das bedeutet oder jemand das-und-das glaubt. In meiner Variante der Klausel (4) wird vielmehr über Schemata existenzquantifiziert, die dann das Konditional bedeuten bzw. durch seine Wahrheitstafel beschreibbar sein sollen.

⁵⁸ Siehe *Meaning*, S. 95: „... *truth* is a semantic notion ...“; das steht zwar im Referat eines Einwandes, doch Horwich wendet sich nicht gegen *diese* Aussage.

⁵⁹ Meine Überlegung ist folgende; ich gebe Horwichs Theoriekláuseln mit geringfügig veränderter Notation wieder; die Version ohne die Präfixe „anti-“ nenne ich Original-Version, die Variante mit „anti-“ Anti-Version; für den in seiner Bedeutung unbekanntem Junktor schreibe ich „?“: (1) Für jede beobachtbare Tatsache *O* gibt es einen Satztyp α , so daß gilt: O existiert in Blickfeld von $S \leftrightarrow S$ (anti-)akzeptiert α . (2) Für jeden basalen Handlungstyp *A* gibt es einen Satztyp α , so daß gilt: S tut $A \leftrightarrow S$ (anti-)will α . (3) Die Menge der Dinge, die S (anti-)akzeptiert, gehorchen den Prinzipien der Konsistenz, Einfachheit und Konservativität. (4) S (anti-)akzeptiert $\alpha ? \beta$ genau dann, wenn gilt: S ist disponiert, α zu (anti-)akzeptieren, sobald er β (anti-)akzeptiert. (5) (S (anti-)will β und S (anti-)akzeptiert $\alpha ? \beta$) $\rightarrow S$ (anti-)will α . – Ich nehme an, daß jemand α genau dann akzeptiert, wenn er die Negation von α anti-akzeptiert, und daß er α genau dann will, wenn er die Negation anti-will. (Daß für das Akzeptieren ein tatsächliches Äußern erforderlich ist, wie Horwich S. 94 andeutet, ist ziemlich unplausibel. Ein stilles Akzeptieren eines Satzes und das stille Anti-Akzeptieren seiner Negation kann also durchaus parallel laufen.) Wenn ein Satztyp α die Original-Version von (1) bezüglich einer Tatsache *O* erfüllt, dann erfüllt die Negation von α die Anti-Version. Ähnliches gilt für (2). Wenn (3) für Akzeptanz gilt, gilt sie gewiß auch für Anti-Akzeptanz. Wenn Klausel (4) in der Original-Version für „?“ das Konditional als Bedeutung nahelegt, dann legt sie in der Anti-Version eine Bedeutung nahe, die mit dem Schema $\neg\alpha \wedge \beta$ mindestens äquivalent, wenn nicht synonym ist. Sie läuft nämlich hinaus auf folgendes: (4*) S akzeptiert $\text{NEG}(\alpha ? \beta)$ genau dann, wenn gilt: S ist disponiert, $\text{NEG}(\beta)$ zu akzeptieren, sobald er $\text{NEG}(\alpha)$ akzeptiert. (‘NEG‘ stehe für ein Schema der Objektsprache, das die Negation bedeutet.) Also müßte $\neg(\alpha ? \beta)$ mit $\neg\alpha \rightarrow \neg\beta$ äquivalent sein, also $\alpha ? \beta$ mit $\neg(\neg\alpha \rightarrow \neg\beta)$, also mit $\neg\alpha \wedge \beta$. Klausel (5) bereitet in der Anti-Version keine Probleme, selbst wenn man dieselbe Bedeutung für „?“ fordert wie die durch (4) nahegelegte. Sie läuft hinaus auf: (5*) (S will $\text{NEG}(\beta)$ und S akzeptiert $\text{NEG}(\alpha ? \beta)$) $\rightarrow S$ will $\text{NEG}(\alpha)$, also in meinen Zeichen auf (5**) (S will $\neg\beta$ und S akzeptiert $\neg\alpha \rightarrow \neg\beta$) $\rightarrow S$ will $\neg\alpha$, was praktisch dasselbe ist wie die Original-Version von (5), sie mag plausibel sein oder nicht. – Auch der Ausdruck „Konsistenz“ in Klausel (3) dürfte kaum ohne semantische Termini erläuterbar sein.

Horwich postuliert, es gebe, sofern man von Mehrdeutigkeiten absieht, zu jedem bedeutungsvollen Ausdruck genau eine bedeutungskonstitutive dispositionale Eigenschaft. Außerdem sei diese einfach und leicht erkennbar.⁶⁰ Die Annahme der Einzigkeit scheint keine wirkliche Beschränkung zu beinhalten. Horwich rechnet nämlich damit, daß die Bedeutung eines Ausdrucks dadurch festgelegt wird, daß man eine Menge von theoretischen Postulaten akzeptiert, die ihn enthalten.⁶¹ Die basale Akzeptanzeigenschaft eines solchen Ausdrucks „*f*“ sei dann die, daß „*#f*“ als *wahr* angesehen wird⁶², wobei „*#f*“ die Menge theoretischer Postulate ist. Diese Bestimmung der Akzeptanzeigenschaft enthält allerdings einen semantischen Ausdruck, nämlich „*wahr*“ und gibt jedenfalls nicht an der Oberfläche Bedingungen an, unter denen gewisse Sätze akzeptiert werden. Die naheliegende alternative Bestimmung der Akzeptanzeigenschaft wäre, daß der Sprecher einfach „*#f*“ akzeptiert, oder genauer: daß er jeden Satz in „*#f*“ akzeptiert. Es macht dann nur noch einen formalen Unterschied, wenn man statt dieser einen Eigenschaft eine Menge mehrerer Eigenschaften als bedeutungskonstitutiv betrachtet, die die Akzeptanz einzelner Sätze (unter gewissen Bedingungen) beinhalten. Der Vorteil daran ist, daß man den Sprechern keine Dispositionen zur Verwendung von Sätzen zuschreiben muß, die psychologisch eher unrealistisch ist. Statt einer Neigung, einen komplexen Bedingungssatz etwa der Form $\alpha_1 \wedge \alpha_2 \wedge \alpha_3 \rightarrow \beta$ zu akzeptieren, kann man dem Sprecher z.B. die Disposition zuschreiben, bei Akzeptanz von α_1 , α_2 und α_3 auch β zu akzeptieren.⁶³

⁶⁰ Siehe etwa S. 6. S. 44, Punkt (II): „simple“; S. 58: „readily detectable“; Horwich spricht durchgängig von *der* bedeutungskonstitutiven Eigenschaft eines Wortes.

⁶¹ Siehe S. 50: „accepting a body of postulates“.

⁶² Siehe S. 50: „*#f*“ is regarded as *true*“.

⁶³ Ich sehe nur einen Anlaß dafür, daß Horwich eine einzige Eigenschaft als bedeutungskonstitutiv ansetzt: Besonders hinsichtlich solcher Ausdrücke, deren Bedeutung durch die Akzeptanz theoretischer Postulate konstituiert wird, präzisiert er nämlich seine Konzeption dahingehend, daß die Bedeutung nicht wirklich durch ein Akzeptieren konstituiert wird, das eine ‚substantielle Verpflichtung‘ auf eine Theorie einschließt. Die konstitutive Eigenschaft ist eigentlich nicht die, eine Menge theoretischer Postulate zu akzeptieren, sondern konstitutiv ist die *konditionale* Eigenschaft, diese den fraglichen Ausdruck enthaltenden Postulate zu akzeptieren, *falls* man die entsprechende Theorie akzeptiert. Die Theorie, von der in der Bedingung die Rede ist, soll nicht unter Verwendung des fraglichen Ausdrucks formuliert sein, sondern mittels einer Existenzquantifikation in die entsprechenden Positionen der theoretischen Postulate. (Siehe zu all dem S. 45-46 Anm. sowie Kap. 6, bes. S. 135-36, wo Horwich auf Vorschläge von Ramsey, Carnap und D. Lewis verweist.) Um diese konditionale Eigenschaft anzugeben, muß man jedoch die Konjunktion aller Postulate der Theorie bilden und ihr einen einzigen Existenzquantor voranstellen, nachdem man den theoretischen Ausdruck durch eine Variable ersetzt hat. Man muß dem Sprecher also auf jeden Fall die mögliche Akzeptanz eines sehr komplexen Satzes zuschreiben. Es scheint aber nichts gegen eine metalinguistische Fassung der Ent-Substanzialisierung von Akzeptanzeigenschaften zu sprechen: Die Disposition, einen bestimmten theoretischen Ausdruck in der-und-der Weise zu verwenden, könnte seinerseits unter der dispositionalen Bedingung stehen, daß es *irgendeinen* Ausdruck gibt, dessen Gebrauch durch all die Dispositionen geprägt ist, die den Postulaten der betreffenden Theorie entsprechen. Um ein Beispiel mit einem einzigen theoretischen Postulat zu formulieren: Man kann die Disposition besitzen, unter der Bedingung, daß man bezüglich *irgendeines* Ausdrucks A disponiert ist, von „Hier fließt Strom“ zu ‚Hier bewegen sich As‘ überzugehen, disponiert zu sein, von „Hier fließt Strom“ zu „Hier bewegen sich Elektronen“ überzugehen. Nach dieser Auffassung sind zwar

Wenn aber die Bedeutung theoretischer Ausdrücke tatsächlich durch die Akzeptanz entsprechender theoretischer Postulate konstituiert werden sollen, dann kann es mit der Einfachheit der Akzeptanzeigenschaften nicht weit her sein. Horwichts eigener Vorschlag für eine Theorie der Akzeptanz von Sätzen etwa enthält bereits fünf Klauseln, die zum Teil explikationsbedürftige Ausdrücke wie „Einfachheit“ und „Konservativität“ enthalten, und er bezeichnet sie selbst als ‚grotesk vereinfacht‘.

Je weniger das Ideal der Einfachheit erfüllt wird, umso unplausibler wird auch die Annahme, die konstitutiven Akzeptanzeigenschaften seien ‚leicht erkennbar‘.⁶⁴ Interessant ist Horwichts Begründung dieser Annahme, daß wir nämlich aufgrund der Weise, wie jemand ein Wort gebraucht, sagen können, ob er es versteht. Ohne weiteres leuchtet das nicht ein. Wenn man jemanden mit dem Fahrrad herumfahren sieht, kann man mit einiger Sicherheit schließen, daß er Arme und Beine in der für das Radfahren erforderlichen Weise zu gebrauchen weiß. Ebenso kann man schließen, daß sein Gehirn die erforderlichen Stimulationsmuster an seine Muskeln senden kann. Diese Muster werden dadurch aber nicht leicht erkennbar. Das gleiche gilt für die Bewegung der Stimmbänder und sonstigen Sprechwerkzeuge, wenn jemand offensichtlich ein Wort richtig aussprechen kann. Auf ähnliche Weise kann man grundsätzlich *schließen*, daß jemand ein syntaktisches Element mit der richtigen Verwendungsdisposition verknüpft hat, wenn man beobachtet, daß er es systematisch in den Situationen benutzt, in denen man es selbst auch tun würde.⁶⁵

manche Akzeptanzeigenschaften recht komplex, aber nicht notwendigerweise auch die Sätze, deren mögliche Akzeptanz man Sprechern zuschreibt.

⁶⁴ Horwichts genaue Ansicht dazu ist schwer einzuschätzen, da er in der Exposition seiner Theorie nur zu drei Ausdrücken explizit grundlegende Akzeptanzeigenschaften angibt; obendrein gehören zwei davon, nämlich „und“ sowie „wahr“, zum im weiteren Sinn logischen Vokabular, und Horwichts Formulierung zum dritten Beispielausdruck „rot“ ist durch ein „roughly“ abgeschwächt. Später (S. 129) finden sich noch drei Beispiele zu *Namen*. Den Kritikpunkt der sehr reduzierten Beispielwahl erwähnen auch E. Borg, *HorwichRez*, S. 103, St. Schiffer, *HorwichRez*, S. 534 Punkt (a).

⁶⁵ Ein zweiter umstrittene Punkt betrifft die semantische Kompositionalität, genauer die Frage, wie man bloß dadurch, daß man die Bedeutung von endlichen vielen syntaktischen Elementen kennt, auch die Bedeutung von potentiell unendlich vielen und systematisch variierenden komplexen Ausdrücken und insbesondere von Sätzen kennt. Horwich plädiert für eine triviale Antwort: Wenn jemand die Bedeutung zweier Wörter sowie die eines geeigneten strukturellen Schemas kennt und wenn er einsieht, daß ein vorliegender Satz dadurch entstanden ist, daß man die beiden Wörter in das Schema einfügt, so kennt er *ipso facto* die Bedeutung des Satzes. Da die Situation für Horwich derart trivial ist, ergibt sich für ihn aus der Kompositionalität von Bedeutungen keinerlei Einschränkung dafür, was Bedeutung überhaupt sind. Besonders G. Fodor und E. Lepore haben an mehr als einer Stelle dafür argumentiert, daß die Kompositionalität von Bedeutungen den Bereich möglicher Antworten auf die Frage, was Bedeutungen von Wörtern sein können, äußerst limitieren. (Siehe besonders ihre explizite Kritik an Horwich in *OnHorwich*, sowie dessen Reaktion in *DeflatComp*.) Unter anderem soll die Auffassung, Wortbedeutungen bestünden in begrifflichen Rollen, wovon Horwichts Gebrauchstheorie eine Variante darstellt, ausgeschlossen sein. Ich kann hier nur meine Sympathie für Horwichts Ansicht konstatieren und anmerken, daß mein Projekt, so wie ich es in Teil EINS und am Beginn von ZWEI entwickelt habe, eine Konzeption zu erfordern scheint, derzufolge begriffliche Inhalte durch komplexe begriffliche Rollen konstituiert werden.

2. Einige Aspekte von Horwichts Theorie und Differenzen zu Castañedas Konzeption

2.a Die Auszeichnung der konstitutiven Akzeptanzdispositionen erfordert, daß diese eine spezielle Rolle spielen oder auf besondere Weise realisiert sind.

Die zentrale Ausfüllung des bisher angegebenen Theorierahmens betrifft die Festlegung derjenigen Akzeptanzeigenschaften von Ausdrücken, die eineindeutig ihrer Bedeutung korrespondieren. Horwichts Vorschlag lautet, für die Bedeutung eines Ausdrucks sei diejenige Akzeptanzeigenschaft ausschlaggebend, die für seinen gesamten Gebrauch *explanatorisch grundlegend* ist.⁶⁶ Der Gedanke ist, daß sich die Gesamtheit der Dispositionen einer Person, sprachliche Zeichen zu gebrauchen, durch eine relativ kleine und einfache Menge von Faktoren und Prinzipien vereinheitlichen und erklären läßt und daß sich darunter für jedes Wort nur eine recht einfache Akzeptanzeigenschaft befindet. Sie ist die explanatorisch grundlegende Akzeptanzeigenschaft.⁶⁷ Die Konzeption ähnelt auffällig einer Variante regularistischer Auffassungen der Naturgesetze, derzufolge Naturgesetze sich gegenüber beliebigen wahren Regularitäten nicht durch einen besonderen metaphysischen Status auszeichnen, sondern bloß solche Regularitäten sind, die als Theoreme (oder Axiome) in einer zugleich möglichst einfachen und möglichst starken Theorie der wirklichen Welt auftreten.⁶⁸ Das Eingehen einer Re-

⁶⁶ Siehe S. 44: „explanatorily basic properties“.

⁶⁷ Siehe S. 45. Wörtlich schreibt Horwich, unter den Faktoren und Prinzipien müsse sich eine *grundlegende Gebrauchsregularität* zu jedem Wort befinden, und die Beispiele, auf die er zurück verweist, zeigen, daß er damit Prinzipien der Form ‚Alle Verwendungen von Wort *w* stammen daher, daß es die Akzeptanzeigenschaft *A(x)* besitzt‘ meint. Doch daß der gesamte Gebrauch von dem einen Prinzip ‚herstammt‘, liegt bereits darin, daß das Prinzip zur Menge der vereinheitlichenden und erklärenden Faktoren und Prinzipien gehört. Das ein bestimmtes Wort betreffende Prinzip sollte daher einfach beinhalten, daß das Wort die-und-die Akzeptanzeigenschaft besitzt. Man kann dann immer noch darauf bestehen, daß die eigentlich bedeutungskonstitutive Eigenschaft eines Wortes diejenige ist, den Besitz von der-und-der Akzeptanzeigenschaft als Erklärung des totalen Gebrauch zu haben. – Auf S. 45 heißt es auch nicht, daß die Gesamtheit von Gebrauchsdispositionen erklärt werden soll, sondern alles das, was eine Person unter welchen Umständen sagen wird. Auf S. 49 spricht er jedoch von der Gesamtdisposition zum Gebrauch von Wörtern („the overall disposition for their use“). Dieses totale Dispositionengefüge scheint das richtige Explanandum zu sein, da eine Person vielleicht *de facto* zu wenig redet, um eine hinreichende Datenbasis zur Verfügung zu stellen. (Der Kontrast zwischen Quines Konzentration auf die Disposition zur Akzeptanz auf Nachfrage hin und Horwichts Betonung dessen, ‚was tatsächlich akzeptiert wird‘ im Quine-Kapitel 9, S. 205, steht dem nicht entgegen; dabei geht es eher um einen Unterschied im Auslöser der Disposition, d.h. ob man sich auf Dispositionen zur Reaktion auf *Nachfragen* konzentrieren soll.)

⁶⁸ Siehe D. Lewis‘ Reformulierung eines Vorschlags von F. P. Ramsey; siehe *Counterfactuals*, S. 72-77, insb. S. 73: „... a contingent generalization is a *law of nature* if and only if it appears as a theorem (or axiom) in each of the true deductive systems that achieve a best combination of simplicity and strength.“ Eine spätere Darstellung und Diskussion findet sich in *Debugged*, Abschn. 3, S. 231-233. – Eine ähnliche Analogie stellen Fodor und Lepore zwischen Lewis‘ Auffassung der Zuschreibung intentionaler Zustände und seinem Konzept der Naturgesetzlichkeit her; siehe *Holism*, S. 107. – Anhand der Horwich-Lewis-Analogie wird auch meine kleine Korrektur oben verständlicher: Horwich sagt, der Gesamtgebrauch eines Wortes könne, im Lichte von Faktoren der Umstände, aus einem grundlegenden ‚Gesetz‘ des Gebrauches [„basic ‚law‘ of use“] abgeleitet werden (S. 47 u.). Dieses ‚Gesetz‘ ist zweifellos dasselbe wie die grundlegende Gebrauchsregularität, von der er auf S. 45 spricht. Aber wenn dieses Regularität, wie Horwich auf S. 45 andeutet, selbst schon die Form hätte ‚Der gesamte Gebrauch von *w* stammt von seinem Besitz der Akzeptanzeigenschaft *A(x)*‘,

gularität in eine solche Theorie soll danach nicht etwa nur ein starkes Indiz dafür sein, daß ein entsprechendes Naturgesetz gilt; vielmehr beinhaltet das Naturgesetz-Sein nichts weiter als dies. Analog soll der Umstand, daß der Besitz einer Akzeptanzeigenschaft zu der Menge von Prinzipien gehört, die den gesamten Sprachgebrauch zu erklären erlauben, kein bloßes Indiz dafür sein, daß diese Eigenschaft einen besonderen Status besitzt, der sie bedeutungskonstitutiv macht; sondern das Bedeutungs-Konstitutiv-Sein beinhaltet nichts weiter als diese explanatorisch-grundlegende Rolle hinsichtlich des Gesamtgebrauchs. Was die Naturgesetze betrifft, so erscheint es durchaus möglich, daß einige sehr abstrakte Regularitäten zusammen ausreichen, um viele spezielle zu folgern, ohne daß die abstrakten Regeln deswegen von metaphysisch besonderer Art sein müssen. Demgegenüber scheint eine Akzeptanzdisposition, die sich hinsichtlich des totalen Gebrauchs eines syntaktischen Elementes als explanatorisch grundlegend erweist, einen besonderen Rang besitzen zu müssen.

Daß sich in der Verteilung von Eigenschaften über Raum und Zeit sehr allgemeine Regularitäten finden lassen, die zusammen andere implizieren, kann und muß man gegebenenfalls einfach als kontingente Tatsache hinnehmen. Daß hingegen eine bestimmte Akzeptanzdisposition hinsichtlich des Gesamtgebrauchs eines Ausdrucks als explanatorisch grundlegend heraussteicht, bedarf durchaus einer weiteren Erklärung. Das wird besonders deutlich, wenn jemand ein neues Wort zu gebrauchen lernt und über das hinaus, was an dem Gelernten konstitutiv für die Bedeutung ist, zugleich von einigen seiner Anwendungen auf besondere Fälle erfährt. Sehr vereinfacht gedacht lernt vielleicht jemand den Gebrauch von „Elektron“, indem er von der Akzeptanz von ‚In Situation S fließt elektrischer Strom‘ zu der von ‚In Situation S bewegen sich Elektronen (auf geordnete und gerichtete Weise)‘ überzugehen lernt. Zugleich erfährt er womöglich, daß β -Strahlen aus Elektronen bestehen. Die ‚Strom‘-, ‚Elektron‘-Übergangsdisposition soll sich als explanatorisch grundlegend für den gesamten Gebrauch von „Elektron“ erweisen, nicht jedoch die Akzeptanz von „ β -Strahlen bestehen aus Elektronen“. Damit so ein Unterschied vorliegen kann, muß sicherlich die eine Disposition im Gegensatz zur anderen eine spezielle Rolle spielen oder auf besondere Weise realisiert sein. Man darf annehmen, daß diese Rolle oder Weise etwas für bedeutungskonstitutive Akzeptanzdispositionen Charakteristisches aufweist. Allerdings kann ich mit keiner funktionstüchtigen Bestimmung der Rolle oder Realisierungsweise dienen.⁶⁹

dann wäre das so, als sagte Lewis, eine Regularität, die sich dadurch als Naturgesetz qualifiziert, daß sie in der besten Theorie enthalten ist, wäre selbst etwa von der Form ‚Daß auf F immer G folgt, gehört zur besten Theorie‘. – Auf S. 113 deutet Horwich in einem anderen Zusammenhang selbst ein Analogie zwischen grundlegenden Gebrauchsregularitäten und Naturgesetzen an.

⁶⁹ Hinsichtlich der Rolle ist der erste plausible Gedanke, eine bedeutungskonstitutive Disposition sei eine solche, deren Aufgeben oder Wegfallen tendenziell dazu führt, daß der Sprecher den gesamten Gebrauch des Ausdrucks aufgibt, also gar keine ihn enthaltenden Sätze mehr akzeptiert. Aber es kann auch sein, daß er die alte Disposition durch eine neue ersetzt und dasselbe Wort in ganz anderer oder auch nur veränderter Weise gebraucht. Man könnte als nächstes denken, eine bedeutungskonstitutive Disposition sei eine solche, deren Wegfallen trotz unveränderter Informationslage des Sprechers tendenziell zu veränderten Anwendungen führt. Aber wenn eine Akzeptanzdisposition nicht konstitutiv ist, entspricht ihr Wegfallen ohnehin einer Informationsänderung (im Beispiel et-

Vor dem Hintergrund von Unterabschnitt 1.b und des hier in 2.a bisher Gesagten kann ich zu drei Aspekten Stellung beziehen:

i. *Möglichkeit der Internalität von Akzeptanzeigenschaften.* In 1.b habe ich erläutert, weshalb es zum einen auch nach Horwicks Auffassung mit der Einfachheit der grundlegenden Akzeptanzeigenschaften in vielen Fällen nicht weit her sein kann und weshalb seine knappe Begründung dafür, daß Akzeptanzeigenschaften leicht erkennbar sein müssen, nicht ausreicht. Hier in 2.a habe ich erklärt, weshalb hinter dem explanatorisch grundlegenden Rang gewisser Akzeptanzeigenschaften eine bestimmte Rolle oder Realisierungsweise stecken muß. Auf dieser Grundlage sehe ich keine prinzipiellen Gründe dagegen, daß Bestimmungen, die die manifeste Präsenz eines bloß sensorischen oder eines mit zusätzlichen ‚Charakteren‘ versehenen Inhaltes⁷⁰, in grundlegende Akzeptanzeigenschaften eingehen. Es gibt auch keine strukturellen Gründe dagegen, daß derartige Bestimmungen die *einzigsten* ‚Input‘-Aspekte von Akzeptanzeigenschaften sind.

ii. *Konstitution.* Horwicks Rede sowohl von Konstitution semantischer Eigenschaftendurch als auch von ihrer Reduktion auf Gebrauchseigenschaften ist mir nicht klar. Ich folge einfach St. Schiffers Hinweis, daß die grundlegenden Akzeptanzeigenschaften oder vielmehr der Umstand, daß sie grundlegend sind, die semantische Eigenschaft eines Wortes, das-und-das zu bedeuten, in dem Sinn konstituieren, daß ein Ausdruck, der die Gebrauchseigenschaft besitzt, mit ‚metaphysischer Notwendigkeit‘ auch die semantische Eigenschaft besitzt und umgekehrt.⁷¹

wa: daß β -Strahlen doch nicht aus Elektronen bestehen) und führt daher ebenfalls typischerweise zu verschiedenen veränderten Anwendungen. – Wenn es stimmt, daß der explanatorisch grundlegenden Status einer Verwendungsdisposition auf einer charakteristischen Tatsache über die Rolle oder Realisierung der Disposition beruht, dann darf man hoffen, daß die partielle Unbestimmtheit der grundlegenden Akzeptanzeigenschaften, die Horwich einräumt, nicht wirklich droht. Damit hängt eine weitere Diskussion zusammen, zu der ich nicht endgültig Stellung beziehen muß und werde: Daß sich eine einigermaßen scharfe Grenze zwischen bedeutungskonstitutiven und anderen Gebrauchsdispositionen ziehen läßt, ist sicherlich eine *notwendige* Bedingung dafür, daß man im Rahmen einer Gebrauchstheorie der Bedeutung bestimmte Aussagen als *analytisch* oder als *begrifflich wahr bzw. falsch* auszeichnen kann. Das ist wohl unabhängig davon so, ob man meint, die ausgezeichneten Sätze seien aus einem anderen Grund wahr bzw. falsch als andere (‚wahr aufgrund der Bedeutung‘) oder sie besäßen eine besonders qualifizierte Wahrheit bzw. Falschheit (etwa notwendige Wahrheit) oder ihre Wahrheit sei auf besondere Weise erkennbar (etwa apriori allein dadurch, daß man die Bedeutung der enthaltenen Ausdrücke kennt). Die Zielrichtung von Horwicks Argumenten in Kapitel 6, bes. S. 138 sowie S. 141-42 verstehe ich so, daß selbst eine derartige Grenzziehung nicht *hinreichend* für Analytizität ist. Eine wichtige Stellungnahme *Castañedas* zur Analytizität findet sich in *PBS*, S. 324, und der zugehörigen Anmerkung, S. 348 Anm. 21. Dort gibt er sich mit einer Analytizität zufrieden, die relativ zu den ‚Stipulationen‘ und ‚Demarkationen‘ des Sprechers ist; für Analytizität in seinem Sinn ist also die genannte Grenzziehung *hinreichend*. Siehe zu *Castañedas* Konzepten der ‚begrifflicher Analytizität‘ und Apriorität auch *Consc&Behav*, S. 122-23.

⁷⁰ Siehe oben Abschnitt I. 1.c.

⁷¹ Siehe Schiffer, *HorwichRez*, S. 528-29. – In Abschnitt I habe ich als eine der notwendigen Bedingungen für manifest präsentierende Zustände angegeben, daß der Sachverhalt, daß sich die Person, die F ist, in einem solchen Zustand befindet, nichts weiter über ihre kausalen Eigenschaften impliziert, als bereits der Sachverhalt impliziert, daß die Person, die F ist, existiert. Die relevante Impli-

iii. ‚Bedeuten‘. Ich kümmere mich nicht um Horwichts Anti-Grice’sche Zurückführung der Eigenschaft eines Ausdrucks, den-und-den Begriff zu bedeuten, auf die Eigenschaft, durch die Verwendung *anzuzeigen*, daß der Verwender diesen Begriff ‚im Geist‘ hat⁷²

2.b Castañedas Bekenntnis zum semantischen Holismus muß man im Sinne von Horwichts ‚Bedeutungs-Interdependenz‘ verstehen; die strukturellen Bedingungen für solche Interdependenzen sind allerdings stärker, als Castañeda und Horwich es andeuten.

Castañeda bezeichnet sich selbst als Anhänger des Holismus in der Bedeutungstheorie.⁷³ Horwich hingegen lehnt einen Bedeutungsholismus klar ab.⁷⁴ Bevor man allein aufgrund dieser Deklarationen auf eine grundsätzliche Meinungsverschiedenheit zwischen C. und Horwich schliesst, muß man betrachten, wie Castañeda seinen Holismus genauer bestimmt und welche Phänomene Horwich in seiner Diskussion des Holismus unterscheidet. Was Horwich Bedeutungsholismus nennt, ist die Auffassung, *jeder einzelne* Aspekt des Gebrauchs eines Ausdrucks ergebe einen Unterschied in seiner Bedeutung.⁷⁵ In dem Rahmen, in dem Sprecher ihre Überzeugungen sprachlich formulieren oder ausdrücken können, und mit der Annahme, daß man einen Satz akzeptiert (oder dazu disponiert ist), wenn er eine Überzeugung formuliert oder ausdrückt, die man besitzt, handelt es sich um einen Überzeugungs-Bedeutungs-Holismus, demzufolge jeder Unterschied in den Überzeugungen des Sprechers einen Unterschied in der Bedeutung seiner Ausdrücke impliziert. Für eine derartige Auffassung gibt es bei Castañeda keine Hinweise.

Castañedas Holismus fällt vielmehr unter das, was Horwich als *Bedeutungs-Interdependenz* bezeichnet.⁷⁶ Knapp gesagt besteht zwischen zwei Ausdrücken A_1 und A_2 Bedeutungs-Interdependenz genau dann, wenn man die Bedeutung des einen Ausdrucks nicht ändern kann, ohne auch die des anderen zu ändern. Nach Horwichts Theorie hat dieses Phänomen folgenden Hintergrund: Wenn ein Ausdruck A_1 bezüglich eines Sprechers eine bestimmte

kation verstehe ich in demselben Sinn, in dem ich hier von ‚metaphysischer Notwendigkeit‘ spreche. Damit wird der Unterschied deutlich: Wenn eine Episode des abstrakten Denkens ihren Inhalt von der Ausübung einer begrifflichen Kompetenz bezieht und diese Kompetenzen, jedenfalls soweit man vom Ideal der ‚Sprecher-Bezugnahme‘ ausgeht, eine Kompetenz zum bedeutungsvollen Gebrauch eines Ausdrucks α ist, dann impliziert im relevanten Sinn tatsächlich das Denken eines bestimmten abstrakten Inhaltes gewisse besondere kausale Eigenschaften der denkenden Person, nämlich den Besitz der basalen Gebrauchsdisposition, die mit metaphysischer Notwendigkeit der semantischen Eigenschaft des Ausdrucks α .

⁷² Zu Horwichts Zurückführung siehe S. 19-20; S. 44 Anm. 2 legt nahe, daß jemand einen Begriff genau dann (oder zumindest: dann) ‚im Geist‘ hat, wenn er eine Überzeugung mit einem kaplanschen Charakter besitzt, der den Begriff als Konstituens besitzt. Schiffer kritisiert den Zurückführungsvorschlag in *HorwichRez*, S. 536. Mir scheinen seine angeblichen Gegenbeispiele allerdings von einer Art zu sein, in der man analog widerlegen könnte, daß Rauch Feuer anzeigt: Manchmal werden Ausdrücke geäußert, ohne daß der Begriff, den sie bedeuten, ‚im Geist‘ des Sprechenden ist; manchmal gibt es auch Rauch ohne Feuer.

⁷³ Siehe *Holism*, S. 124: „I have always been opposed to atomisms and reductionisms, and I am fond of unity and holisms.“

⁷⁴ Siehe *Meaning*, S. 59-61.

⁷⁵ Siehe S. 61.

⁷⁶ Siehe S. 61-62: „meaning interdependence“.

grundlegende Akzeptanzeigenschaft besitzt, dann ist der Umstand, daß der Sprecher unter bestimmten Bedingungen disponiert ist, einen A_1 enthaltenden Satz zu akzeptieren, konstitutiv für die Bedeutung von A_1 . Doch der Satz, der möglicherweise akzeptiert wird, enthält zumindest auch einen anderen Ausdruck⁷⁷, etwa A_2 . Auf S. 61-62 stellt Horwich es so dar, als sei diese Situation bereits hinreichend dafür, daß A_1 und A_2 bedeutungs-interdependent sind. Man kann diese Auffassung als Symmetrie-Annahme bezeichnen. Diese Annahme ergibt sich jedoch keineswegs aus Horwichs Theorie. Diese verlangt nämlich als zusätzliche Bedingung, daß die fragliche Disposition zur Akzeptanz eines A_1 und A_2 enthaltenden Satzes für die Bedeutung *beider* Ausdrücke konstitutiv ist. Horwichs Beispiel deuten darauf hin, daß er keineswegs der Meinung ist, dies sei allgemein der Fall.⁷⁸

Auf den ersten Blick scheint das allerdings kaum vermeidbar zu sein; denn die konstitutiven Dispositionen sollen die explanatorisch grundlegenden sein, und die sind in Horwichs offizieller Charakterisierung dadurch bestimmt, daß sie zu einer Menge gehören, die der Erklärung des *gesamten* Sprachgebrauchs des betreffenden Sprechers dient. Eine Relativierung auf den Gebrauch des einen im Unterschied zu dem des anderen Ausdrucks ist nicht vorgesehen. Sie dürfte sich aber ziemlich leicht herstellen lassen.⁷⁹

⁷⁷ In vielen Fällen wird der Satz, den zu akzeptieren der Sprecher disponiert ist, nur allgemein charakterisiert. Aber dabei muß doch in aller Regel über das syntaktische Element hinaus, um dessen Bedeutung es geht, zumindest noch ein struktureller Zug angegeben werden, und sei es bloß die prädikative Form. Dieser Zug ist bereits ein zusätzliches syntaktisches Element. Ausnahmen scheinen allenfalls Akzeptanzdispositionen zu bilden, die etwa die Bedeutung von „... und ...“ festlegen; denn dabei wird über die konjunktive Struktur hinaus kein weiterer syntaktische Bestandteil in den zu akzeptierenden Sätzen spezifiziert; siehe dazu *Meaning*, S. 45, Bsp. (a).

⁷⁸ Ein erstes Beispiel bilden explizite Definitionen der Form „ A_2 möge dieselbe Bedeutung haben wie A_1 “. Horwich begreift sie als Annahmen der Schlußregeln der Form $\dots A_1 \dots \Rightarrow \dots A_2 \dots$ und $\dots A_2 \dots \Rightarrow \dots A_1 \dots$ und erklärt, diese Regeln lieferten die grundlegende Regularität für den Gebrauch des Wortes A_2 , nicht jedoch für den von A_1 (siehe S. 142 Anm.). Ein zweites Beispiel stellt das Äquivalenzschema „Die Proposition, daß p , ist wahr genau dann, wenn p “ dar, dessen Akzeptanz die Bedeutung von „ist wahr“ konstituieren soll. Horwich erklärt dazu, der Begriff der Proposition besitze gegenüber dem der Wahrheit begriffliche Priorität (S. 9). Das läßt sich nur so verstehen, daß die Bedeutung von „Proposition“ anders als durch die Akzeptanz des Äquivalenzschemas festgelegt ist, diese Akzeptanz also zwar für die Bedeutung von „ist wahr“, nicht aber von „Proposition“ konstitutiv ist. Etwas irreführend ist allerdings seine Bemerkung auf S. 59, die Tatsache, daß die Akzeptanz von Instantiierungen des Schemas den Gebrauch von „wahr“ erklärt (vgl. S. 45, (c); Horwich verweist wohl irrtümlich auf (b)), betreffe nicht nur das Wort „wahr“, sondern auch die Ausdrücke „Proposition“ und „genau dann, wenn“.

⁷⁹ Ich denke es mir etwa folgendermaßen: Angenommen ein Sprecher besitzt eine bestimmte Gebrauchsdisposition D , unter gewissen Umständen einen A_1 und A_2 enthaltenden Satz zu akzeptieren. Man kann einerseits die Totalität der Gebrauchsdispositionen des Sprechers betrachten abzüglich der Dispositionen zur Verwendung von Sätzen, die A_2 enthalten. Es ist gut denkbar, daß zur Erklärung dieser reduzierten Totalität ein Verweis auf die Disposition D gar nicht erforderlich ist. Dann ist D nicht konstitutiv für die Bedeutung von A_1 . Andererseits kann man die Dispositionstotalität abzüglich der Dispositionen zur Verwendung von A_1 betrachten. Es ist denkbar, daß sie ohne Verweis auf D nicht erklärbar ist; der Gebrauch von A_2 hängt ohne den von A_1 gewissermaßen in der Luft. Dann ist D insgesamt für die Bedeutung von A_2 konstitutiv, ohne es für die von A_1 zu sein.

Castañedas Hinweis, semantische Postulate konstituierten die Bedeutung *aller* in der Formulierung auftretenden Ausdrücke, muß man wohl als Variante der Symmetrieannahme einschätzen.⁸⁰ Da er jedoch keinen prinzipiellen Grund anführt und man an Horwichts Theorie sehen kann, wie sich die Symmetrieannahme vermeiden läßt, sollte man diesem Hinweis nicht folgen.

Sowohl Horwichts als auch Castañedas Andeutungen, daß Bedeutungs-Interdependenzen schon aufgrund der Symmetrieannahme sehr weit verbreitet sein müssen, sind demnach irreführend. Horwich nennt jedoch einen paradigmatischen Fall, in dem sich die Interdependenz tatsächlich prinzipiell nicht vermeiden läßt: nämlich die Festlegung der Bedeutung eines gewissen theoretischen Vokabulars dadurch, daß man die zugehörigen theoretischen Postulate akzeptiert bzw. entsprechende Übergangsdiskpositionen erwirbt.

Wenn man Castañedas genauere Aussagen über Bedeutungsholismus einordnen möchte, sollte man jedenfalls das Phänomen als Orientierungspunkt wählen, das Horwich als Bedeutungs-Interdependenz bezeichnet. Dann lassen sich zwei Dimensionen unterscheiden, in denen eine Bedeutungstheorie mehr oder weniger holistisch sein kann: *Erstens* kann die Anzahl der syntaktischen Elemente größer oder kleiner sein, mit denen ein gegebener Ausdruck in der Beziehung der Bedeutungs-Interdependenz steht. *Zweitens* können die Akzeptanzdispositionen, die zugleich für mehrere Ausdrücke bedeutungskonstitutiv sind, mehr oder weniger zahlreich bzw. mehr oder weniger gehaltvoll sein.⁸¹ Es kommt hinzu, daß man verschiedener Meinung sein kann, wie weit das Phänomen, mit welchem Grad in beiden Dimensionen auch immer, im gesamten Sprachsystem verbreitet ist. Der grundsätzliche Kontrast zwischen Horwichts und Castañedas Auffassung ist klar: Während Horwichts Betonung der Einfachheit von Akzeptanzeigenschaften schließen läßt, daß er die Bedeutungs-Interdependenz in beiden Dimensionen sowie in ihrer Ausbreitung für recht begrenzt hält, betrachtet Castañeda den ‚Holismus‘ als durchgängiges Grundphänomen bei sprachlichen Bedeutungen. Obwohl Castañedas ‚Holismus‘ sicherlich von höherem Grad ist als die Bedeutungs-Interdependenz, mit der Horwich rechnet, vertritt er keinen totalen Holismus in dem Sinn, daß alle Ausdrücke einer Sprache untereinander bedeutungs-interdependent sind. Seine zentralen Aussagen beinhalten vielmehr, daß Eigenschaften Familien bilden, daß diese Familien in strukturellen Beziehungen etwa der Implikation oder Inkompatibilität stehen und daß die Aussagen, welche diese strukturellen Beziehungen formulieren, konstitutiv für die Bedeutung der involvierten Ausdrücke sind.⁸² Wie solche Eigenschaftsfamilien genauer beschaffen sind, erklärt er an der betreffenden Stelle nicht. An anderem Ort behandelt er jedoch ‚verschiedene Typen der Negation‘ und die ‚Familie der Farben‘ als ‚Familien von Begriffen und Eigenschaften‘.⁸³ Offenbar sollen gleichartige Eigenschaften wie die Farbqualitäten untereinander nicht oder nicht

⁸⁰ Siehe *Holism*, S. 108.

⁸¹ Letzteres gilt, wenn man wie Horwich alles für die Bedeutung eines Wortes Konstitutive in einer einzigen Eigenschaft zusammenzieht.

⁸² Siehe *Holism*, S. 108.

⁸³ Siehe *Colors*, S. 169-70.

generell durch bedeutungsrelevante strukturelle Beziehungen aufeinander bezogen sein, während Gruppen gleichartiger Eigenschaften in solchen Beziehungen zu anderen Gruppen stehen. Diese unterschiedliche Beurteilung der Beziehungen zwischen gleichartigen Eigenschaften und der zwischen verschiedenen Eigenschaftsgruppen hängt eng mit Castañedas Begründung seines Bedeutungsholismus zusammen. Die zentrale Passage lautet:

„Die Welt ist eine, und die Sprache erfaßt diese Einheit [oneness] durch ihre eigene semantische Einheit [unity]. Die Einheit [unity] der Welt erzwingt [imposes] einen semantischen Holismus als eine epistemologische und psychologische Grundlage.“⁸⁴

In anderen Zusammenhängen finden sich zwei wichtige Ergänzungen: *Erstens* seien zwei Aspekte der Welt um so mehr der Verknüpfung durch Brückenimplikationen [„bridging implications“] bedürftig, je disparater sie seien⁸⁵; *zweitens* tendierten wir dazu, die abstrakten Prinzipien der Ordnung der Welt als Schlußmechanismen aufzunehmen und nicht als ausformulierte Überzeugungen und explizite Prämissen im Schlußfolgern.⁸⁶ Alles in allem ist demnach der Kerngedanke, daß die Einheit der Welt bedeutungskonstitutive Verknüpfungen insbesondere zwischen Ausdrücken für disparate Aspekte der Welt erfordert.

2.c Castañedas Begründung eines weitreichenden semantischen Holismus aus der ‚Einheit der Welt‘ ist in einem phänomenologischen Rahmen plausibel, da man mit vielen theorieartigen Bedeutungskonstitutionen rechnen muß und die Realität disparater Phänomene nur zusammen mit verknüpfenden Regelmäßigkeiten angenommen werden kann.

Ich möchte in den folgenden Punkten diskutieren, weshalb und inwieweit man sich den Gedanken zu eigen machen sollte, daß die Einheit der Welt einen semantischen Holismus erfordert. Zur Vorbereitung diskutiere ich in drei Punkten, inwieweit semantische Interdependenzen auch innerhalb von Eigenschaftsfamilien oder zwischen Elementen benachbarter Familien auftreten können.

i. Man sollte sich nicht darauf festlegen, daß zwischen Eigenschaften derselben Familie niemals bedeutungsrelevante strukturelle Beziehungen bestehen. Nimmt man die Familie der Farbeigenschaften als Vorbild, so gibt es zumindest zwei plausible Kandidaten: zum einen Implikationsbeziehungen zwischen spezifischeren und allgemeineren Farbeigenschaften (Kaminrotsein impliziert Rotsein), zum anderen Inkompatibilitätsbeziehungen zwischen Eigenschaften derselben Allgemeinheitsstufe (Nichts ist überall rot und grün). Die Implikationen muß man allerdings als ziemlich uninteressant beurteilen, und die Inkompatibilitäten erlauben keinen positiven Schluß von der Präsenz von etwas auf die von etwas anderem.

⁸⁴ Siehe *Holism*, S. 108. Ich denke nicht, daß es sich lohnt, nach subtilen Unterschieden zwischen “oneness” und “unity” zu fahnden. Vielleicht drückt “oneness” eher die numerische Einheit oder Einzigkeit der Welt aus. Aber diese Einzigkeit beruht doch auf nichts anderem als auf dem Zusammenhang aller weltlicher Aspekte, und darauf zielt sicherlich die Rede von der “unity” ab.

⁸⁵ Siehe *OPM*, S. 76-77, insb.: „The more different two aspects of the world are, the more they stand in need of supporting, connecting, hybrid implications ...“.

⁸⁶ Siehe *Knowledge*, S. 124, Prinzip PIAWO.

ii. Wenn Eigenschaften derselben Familie nicht zu den in einem engeren Sinn beobachtbaren gehören, sondern nur auf eine Weise konzipiert werden können, die dem Konzipieren theoretischer Bestimmungen strukturell ähnelt, dann muß man grundsätzlich mit Bedeutungs-Interdependenzen zwischen Ausdrücken für Elemente derselben Familie rechnen. Eine theorieartige Konzeptionsweise ist demnach hinreichend für Interdependenzen, und die entsprechenden Bedeutungskonstitutiva können im Gegensatz zu solchen, die den unter (i.) genannten Beziehungen entsprechen, durchaus interessante und positive inferentielle Übergänge unterstützen. Wichtig ist dabei eine Eigenschaft von Horwicks Theorie: Man kann generell von einer theorieartigen Bedeutungskonstitution in dem Maße sprechen, in dem die Bedeutung mehrerer Ausdrücke dadurch festgelegt ist, daß die Akzeptanz von Sätzen, welche die Ausdrücke enthalten, für alle die konstitutive Rolle spielt, und diese Postulate als theorieartige Verallgemeinerungen oder Regeln gelten können. Es gibt jedoch in Horwicks Konzeption keinen prinzipiellen Grund, daß die Bedeutung auch nur eines einzigen Ausdrucks *nicht* auf eine derartige Weise festgelegt wird. Es besteht also kein Anlaß, in der gewöhnlichen Sprache nach theorieunabhängig bedeutungsvollen Ausdrücken zu fahnden und die Bedeutung des gesamten theorieartigen Vokabulars gewissermaßen an deren ‚ursprüngliche‘ Bedeutungshaftigkeit anzuhängen.

iii. Zu den wenigen Beispielen für grundlegende Akzeptanzeigenschaften, die Horwich angibt, zählt ein Vorschlag für das Farbwort „rot“: Die grundlegende Eigenschaft sei die Disposition, „rot“ auf eine beobachtete Oberfläche genau dann anzuwenden, wenn sie klarerweise rot ist.⁸⁷ Er markiert den Vorschlag zwar als vorläufig, deutet jedoch nicht an, von welcher Art eine Präzisierung sein müßte. Zumindest hinsichtlich der einen Richtung des ‚genau dann, wenn‘, nämlich von links nach rechts gelesen, kann die Formulierung kaum so stehen bleiben; denn was immer das „klarerweise“ bedeuten soll, es wird Situationen geben, in denen man disponiert ist, „rot“ auf eine beobachtete Fläche anzuwenden, obwohl sie nicht klarerweise rot ist, einfach weil sie gar nicht rot ist.⁸⁸ Wenn ich die Gesamttendenz von Horwicks Theorie richtig auffasse, dann läßt sie prinzipiell ein externalistisches Rettungsmanöver zu: Eine verbesserte Formulierung der Akzeptanzeigenschaft für „rot“ könnte etwa lauten, der Sprecher sei *in tatsächlich durch und durch normalen* Situationen visueller Wahrnehmung disponiert, „rot“ genau dann anzuwenden, wenn die betreffende Sache klarerweise rot ist. Diese Formulierung könnte die richtige grundlegende Akzeptanzeigenschaft angeben, auch dann, wenn der Sprecher selbst über keinerlei Konzept von normalen und anormalen Situationen verfügt. Von einer strikt internalistischen Position aus betrachtet, auf die ich in Teil ZWEI das Projekt der Arbeit festgelegt habe, muß man eine solche wesentlich externalistische und offensichtlich

⁸⁷ Siehe *Meaning*, S. 45.

⁸⁸ Derartige Situationen müssen nicht von der simplen Art sein, daß eine teilweise weiße Umgebung zur Gänze in rotem Licht liegt. So etwas kann unser Wahrnehmungsapparat ‚durchschauen‘. Ich denke eher an eine insgesamt normal ausgeleuchtete durchschnittlich bunte Umgebung, in welcher ein einzelner weißer Gegenstand geschickt vom normalen Licht abgeschirmt ist und eine rötliche Sonderbeleuchtung erhält.

auf kausalen Beziehungen zu Gegenständen und ihren Eigenschaften in einem ‚robusten‘ Sinn setzende Akzeptanzdisposition sicherlich ablehnen. Doch man muß sich keineswegs dieser strikten Position anschließen, um der Ansicht zu sein, dafür, daß jemand einen Begriff von objektiven Farben besitzt, sei erforderlich, daß er eine Konzeption davon in diesen Begriff aufgenommen hat, wie Farben unter verschiedenen Umständen erscheinen.⁸⁹ Wenn man überhaupt eine Gebrauchstheorie der Bedeutung vertritt, die insoweit individualistisch ist, als sie die primäre Ebene der Bedeutungskonstitutiva als in den einzelnen Sprechern existierend ansieht,⁹⁰ dann sollte man erwarten, daß ein Sprecher mit einer ausgereiften Sprachkompetenz gewisse Prinzipien über das Erscheinen von Farben unter verschiedenen Umständen so internalisiert hat, daß entsprechende Dispositionen seinen Anwendungen der Farbwörter zugrunde liegen.

Demnach dürfte bereits die scheinbar primitive Ebene einfacher Beobachtungsbegriffe eine Komplexität aufweisen, die theorieartige Elemente einschließt und daher unvermeidlich zu Bedeutungs-Interdependenzen führt. Daß dieses Phänomen bei beobachtungsferneren Alltagsbegriffen wieder verschwindet, kann man wohl ausschließen.

Nach diesen Punkten zu semantischen Interdependenzen innerhalb von Eigenschaftsfamilien oder zwischen Elementen benachbarter Familien möchte ich Castañedas These nachgehen, die Einheit der Welt erfordere einen semantischen Holismus, und zwar besonders in Form von Postulaten, die strukturelle Beziehungen zwischen disparaten Aspekten der Welt angeben. Ich schlage folgende Bestimmung der ‚Einheit der Welt‘ vor:

- (a) Jedes identifizierbare Einzelphänomen der Welt besitzt ein Charakteristikum F_1 , so daß es ein anderes Einzelphänomen mit einem derartigen Charakteristikum F_2 gibt, daß eine allgemeine Regel vermittelt dieser Charakteristika von der Präsenz des einen Phänomens auf die des anderen schließen läßt. Die Regeln sollen einen nicht bloß akzidentellen Status besitzen.

⁸⁹ Wie in Teil EINS erläutert müssen nach W. Sellars Beobachtungsbegriffe allgemeine Gesetzmäßigkeiten einschließen. D. Lewis behandelt in *Colours* die Farbkonzepte ebenso wie die Konzepte von geistigen Zuständen als theoretische Begriffe. Er muß dazu allerdings Bezeichnungen für Arten von Dingen, welche die Farben paradigmatisch exemplifizieren, als ‚altes‘, also vorthoretisches Vokabular voraussetzen, etwa die Bezeichnung für Briefkästen hinsichtlich der Farbwörter „gelb“ oder „red“, je nach Land. Ob es der Weisheit letzter Schluß ist, ausgerechnet „gelb“ als zum theoretischen und „Briefkasten“ als zum vorthoretischen Vokabular gehörend zu betrachten, darf man bezweifeln.

⁹⁰ Auch Horwich muß man wohl so verstehen. Mit der primären Ebene meine ich folgendes: Horwich gesteht T. Burge zu, daß Sprecher, die den richtigen Gebrauch eines Wortes nicht beherrschen, es dennoch mit der Bedeutung verwenden, die es ‚in der Sprachgemeinschaft‘ besitzt. Dazu fordert er aber, daß es anerkannte Experten gibt, deren grundlegende Gebrauchsdisposition diese ‚offizielle‘ Bedeutung konstituiert, daß der inkompetente Sprecher disponiert ist, sich dem Urteil dieser Experten zu unterwerfen, und daß sein Gebrauch wenigstens in gewissem Umfang dem ‚offiziellen‘ entspricht. (Siehe *Meaning*, S. 85-86.) Der inkompetente Sprecher drückt demnach nicht automatisch, ohne sein Wissen oder gar gegen seinen Willen die ‚offizielle‘ Bedeutung aus, sondern dafür müssen auf der primären, individuellen Ebene die genannten Dispositionen vorliegen. Vgl. zu dem Thema der Bedeutungs-Experten Castañeda, *Holism*, S. 109 u.: „If one needs to rely on linguistic experts to speak, one must have some access to those experts.“

(b) Dabei gilt für jede Teilmenge der Phänomene der Welt, daß ein Element dieser Menge durch derartige allgemeine Regeln auf etwas in der restlichen Welt bezogen ist.⁹¹

Dabei lege ich eine phänomenologische Einstellung in einem weiteren Sinn zugrunde, also nicht spezifisch die strikt internalistische Position von Teil ZWEI. Ich versuche, zwei zentrale Glaubenssätze der allgemeineren phänomenologischen Position anzugeben: Das *empiristische Dogma* beinhaltet, daß auf die eine oder andere Weise die Entwicklung eines Bildes der Welt letztlich durch die manifest präsenten Inhalte bestimmt ist, die das betreffende Individuum erlebt bzw. die Mitglieder der betreffenden Gemeinschaft erleben.⁹² Das *kopernikanische Dogma* beinhaltet, daß die Welt als Ganzheit der objektiven Korrelate von welterschließenden geistigen Einstellungen des Individuums konzipiert werden muß, die von den unterschiedlichsten Arten sein können. D.h. wenn ein Individuum (oder eine ganze Gemeinschaft) auf der Grundlage seiner manifesten Erlebnisse in einer Weise, die man als korrekt beurteilen kann, zu einem System von Einstellungen gelangt, von denen einige einen gewissen Typ von Aspekt oder Entität als real (als wirklich, wahr, legitim etc.) hinstellen, dann sollte man nach Möglichkeit annehmen, daß die Welt des Individuums tatsächlich Aspekte von diesem Typ enthält oder wenigstens in einem starken Sinn enthalten kann. In meiner Bestimmung der ‚Einheit der Welt‘ verstehe ich daher unter ‚Welt‘ ein Ganzes aus den objektiven Korrelaten möglicher realitätsgetreuer geistiger Einstellungen. Unter ‚Einzelphänomen‘ verstehe ich Elemente einer solchen Welt. Solche Phänomene sollen einen höheren Grad an Realität besitzen als bloße denkbare Inhalte, die weder in der raumzeitlichen Wirklichkeit auftreten noch in eine Beziehung zu einem denkenden Geist treten. Elemente der Welt müssen jedoch nicht den paradigmatischen Status physischer Wirklichkeit aufweisen. Mit ‚Präsenz‘ meine ich nicht das tatsächliche Wahrgenommenwerden, sondern daß die Phänomene eine für ihre Kategorie passende Art der Realität besitzen.⁹³

Wenn man ein Prinzip der Einheit der Welt von der angegebenen Art akzeptiert, so fragt sich, weshalb diese Einheit überhaupt und besonders im Fall von disparaten Phänomenen durch *bedeutungskonstitutive* Bestimmungen des mit dieser Welt konfrontierten Denkenden aufgenommen werden muß. Man sollte meinen, die relevanten allgemeinen Regeln könnten einfach besondere Inhalte des Überzeugtseins sein, statt als konstitutiven Akzeptanz- oder Über-

⁹¹ Klausel (b) ist inspiriert durch W. Spohns allgemeines Kohärenzprinzip, das ‚die Einheit unseres empirischen Weltbildes‘ behaupten soll; siehe *CoherencePrinc*, S. 159.

⁹² Das bedeutet nicht, daß die Beziehung zwischen den manifest präsenten Inhalten und abstrakten Inhalten des Denkens-mit-Überzeugung im Sinne des epistemologischen Fundamentalismus vkonzipiert werden muß.

⁹³ Einige Realitätsformen neben der physischen Wirklichkeit können sein: die bloße Präsenz eines Inhaltes in der Wahrnehmung; die Realität einer fiktionalen Figur als Element einer Geschichte oder als Kulturbestandteil; die Legitimität einer Absicht. – Ich lasse offen, ob rein statistische allgemeine Regeln für die Einheitsstiftung ausreichen, sei es generell oder in einigen Fällen. – Vgl. hierzu Castañedas ‚Schema struktureller Verbindung‘ (S.C*) in OPM, S. 75; er betont dort, daß es nicht-kausale Instanzen des Schemas gibt.

gangsdispositionen internalisiert zu werden. Möglicherweise können Termini für verschiedene disparate Phänomentypen grundsätzlich nur durch eine gemeinsame theorieartige Konzeption eine Bedeutung erhalten; dann stünde die Interdependenz ihrer Bedeutungen fest. Obwohl ich einen solchen Zusammenhang nicht ausschließen möchte, werde ich nur versuchen, ein etwas schwächeres Resultat zu begründen.

Wenn man zwischen zwei Typen von Einzelphänomenen eine nicht bloß akzidentelle Regelmäßigkeit feststellen und sie gegebenenfalls in einen besonderen Überzeugungsinhalt aufnehmen möchte, so muß man festlegen, welchen Status diese Regel hat, d.h. in welchem Sinn sie nicht bloß akzidentell ist. Das erfordert aber, daß die beiden Phänomensorten bereits auf einer gemeinsamen ontologischen Bühne erscheinen, durch die dieser Status bestimmt ist. Das wird an dem zentralen Fall deutlich, den ich vor Augen habe: Wenn von allgemeinen Regeln die Rede ist, die besondere Überzeugungsinhalte sein können, denkt man wohl primär an Regeln, die kausale oder eng mit der besonderen kausalen Ordnung verbundene Zusammenhänge beschreiben. Damit man den Regeln aber den Status kausaler Verallgemeinerungen zuschreiben kann, müssen die Phänomene der betreffenden Typen wirkliche Ereignisse, Zustände oder Abläufe in der einheitlichen Raumzeit sein. Mit den ausgesprochen disparaten Phänomenen meint Castañeda jedoch zweifellos solche, die auf sehr verschiedenen ontologischen Bühnen auftauchen, etwa den Schöpfer einer Geschichte und eine fiktionale Figur aus ihr. Auf einer abstrakten Ebene können diese verschiedenen Bühnen selbst als die Phänomene angesehen werden, die in die Einheit der Welt integriert sein müssen. Es leuchtet ein, daß die Prinzipien, die die fundamental verschiedenen ontologischen Ebenen miteinander verbinden, nicht selbst wieder mit einem spezifischen ontologischen Status versehen werden können. Darüber hinaus leuchtet ein, daß es nicht so dringend nötig ist, zu zwei auf demselben ontologischen Boden auftretende Einzelphänomene eine bestimmte vereinigende Regelmäßigkeit festzustellen. Der gemeinsame Boden garantiert nämlich schon, daß sich bei näherem Interesse vielfältige solcher Beziehungen feststellen lassen werden. Bei disparaten Phänomenen fehlt diese Garantie, so daß ihre bestimmte Weise der Integration nicht dahingestellt bleiben darf.⁹⁴

⁹⁴ Das folgende Beispiel dürfte ziemlich genau treffen, was Castañeda mit seiner Rede von verknüpfungsbedürftigen disparaten Aspekten der Welt im Blick hat: Wir sagen von einer Person, sie habe einer anderen Person *versprochen*, sich auf eine bestimmte Weise zu verhalten. Ebenso sagen wir daraufhin von der ersten Person, sie *solle* sich auf diese Weise verhalten, jedenfalls insofern sie es versprochen hat. Aussagen dieser beiden Sorten beinhalten etwas offenkundig Verschiedenes: Im ersten Fall schreiben wir jemandem eine Handlung von einem gewissen Typ zu, nämlich ein Versprechen, sich so-und-so zu verhalten; im zweiten Fall sprechen wir ihr eine sogenannte deontische Eigenschaft zu. Wir können nämlich von der Aussage, die Person *solle* sich so verhalten, jedenfalls insofern sie es der anderen versprochen hat, umstandslos zu der entsprechenden Aufforderung „Person, verhalte dich so-und-so“ übergehen, *falls* wir die Feststellung hinzunehmen, daß es keine andere ‚insofern‘-Klausel „---“ gibt, so daß die Person das fragliche Verhalten unterlassen soll, insofern ---, vielleicht: insofern die Straßenverkehrsordnung dagegen spricht. Falls man, wie Castañeda es tut, derartige Übergänge von einer Menge von Aussagen, die einer Person allesamt deontische Eigenschaften zusprechen, zu einer Aufforderung zu den logischen Schlüssen zählt, die eine Chance auf Korrektheit haben, so folgt sicherlich im skizzierten Fall aus einer Menge deontischer Aussagen eine Aufforderung. Aus einer Menge von Aussagen, die ihr Handlungen zuschreiben, folgt sie hingegen sicherlich nicht. Aber zweifellos stehen die Handlungs- und die Sollens-Zuschreibungen ih-

III. Aspekte der phänomenologischen Linguistik der Wahrnehmung

1. Einige wichtige Aspekte der phänomenologischen Linguistik der Wahrnehmung: Zuschreibungs- und Ausdrucksformen von perzeptuellen Erfahrungen

1.a Castañedas Programmformel: Eine Konzeption des Geistes ist in die semantische Syntax der natürlichen Sprache eingebaut, die grundlegender ist als Theorien, die von Bedeutungen einzelner Wörter verkörpert werden.

Die folgende Passage enthält meiner Einschätzung nach Castañedas Programmformel der phänomenologischen Linguistik, soweit sie zur proto-philosophischen Grundlage der Philosophie gehört:

„It is rewarding to ponder the fact that a conception of the mind may be built deeply into the semantical syntax of our natural languages. Such a conception of the mind would be harder to give up, because it underlies the most superficial theories of the mind embodied in the semantics of the customary lexicon.“⁹⁵

Der Gedanke ist offenbar, daß man, wenn man annimmt, daß der Alltagsverstand eine Art von Theorie über den menschlichen Geist besitzt, die wesentlichen Inhalte dieser Theorie nicht in den Bedeutungen einzelner Wörter wie „Schmerz“, „denken“, „glauben“ oder „wollen“ suchen soll, sondern in der semantisch konstitutiven Gebrauchsweise syntaktischer Strukturen. Um eine proto-theoretische Grundlage für den folgenden Teil FÜNF zu gewinnen, werde in diesem Abschnitt zentrale Aspekte der sprachlichen Zuschreibungs- und Ausdrucksformen perzeptueller Erfahrungen diskutieren.⁹⁶

rerseits in einem äußerst engen Verhältnis: Man wird es wohl als begriffliche Wahrheit einstufen, daß die Person, *wenn* sie das Verhalten versprochen hat, sich entsprechend verhalten soll, jedenfalls insofern sie es versprochen hat. Es leuchtet ein, daß wir nicht akzeptieren würden, daß so etwas wie Versprechen vorkommen und daß Leute unter einem Sollensanspruch stehen, jedenfalls insofern sie ein gewisses symbolisches Verhalten an den Tag gelegt haben, wenn wir nicht zugleich eine strikte allgemeine Regel akzeptieren könnten, die beide Phänomene verbindet. Ebenso leuchtet ein, daß beide Phänomene zu ungleichartig sind, als daß die allgemeine Regel ihrer Verbindung ein spezielles kausales Gesetz sein könnte. Man möchte sicherlich nicht allen Ernstes behaupten, die Handlung des Versprechens einer Person habe ihren entsprechenden Sollenszustand *verursacht*. (Dies sind Themen von *Thinking and Doing* und *Structure of Morality*.)

⁹⁵ Siehe *J/P-Indicators* § 28, S. 87.

⁹⁶ Zweifellos verweist Castañedas Rede von ‚semantic syntax‘ in der Programmformel auf seine Konzeption der semantisch-syntaktischen Kontraste. Da sie sehr schwer auf den Punkt zu bringen ist, nenne ich nur einige nach meiner Einschätzung zentrale Aspekte: (1) Castañeda hebt die philosophische Wichtigkeit solcher Kontraste vor dem Hintergrund seiner Kritik an philosophische Methoden hervor, die sich entweder auf die Analyse des Gebrauches einzelner Wörter (J. Austins ‚descriptiver Lexikalismus‘, siehe *OPM*, S. 87-89) oder auf die Darlegung des korrekten Gebrauches eines einzelnen Satzes in verschiedenen Situationen (wittgensteinianischer ‚syntaktischer Atomismus‘, siehe *OPM*, S. 89-100) konzentrieren. (2) Der Grundgedanke ist, daß die *strukturellen* Charakteristika der Sprache auch die besten Hinweise auf das enthalten, was in der Philosophie interessiert, nämlich die allgemeinsten Strukturen der Welt und der Erfahrung. (3) Daß er das Adjektiv ‚semantisch‘ in der Standardbezeichnung der Kontraste hinzufügt, deutet nicht nur die Trivialität an, daß nicht die Struktur der Zeichen als solcher philosophisch aufschlußreich ist; sondern er unterstreicht damit, daß den syntaktischen Strukturen ihre Bedeutung nicht so einfach abzulesen ist. (4) Der Ausdruck ‚Kontrast‘ entspricht der Einsicht, daß eine syntaktische Struktur einen charakteristi-

1.b Es liegt nahe, drei Konstruktionstypen von Wahrnehmungszuschreibungen mit drei Weisen des Wahrnehmens zu assoziieren; doch die Assoziation beruht auf einer Überinterpretation syntaktischer Unterschiede und ist sachlich nicht motiviert.

Ich möchte einige der eher sprachlichen angeblichen Daten betrachten, die Castañeda seiner Wahrnehmungstheorie zugrunde legt. Die hauptsächliche Stoßrichtung seiner Datenerhebung und -auswertung soll sein, daß sie die Annahme eines ‚subjektiven Elementes‘ in der (visuellen) Wahrnehmung motivieren. Falls die Überlegungen darin erfolgreich sind, so verfügt man über etwas sehr Interessantes: Man wäre im Besitz einer Motivierung der Annahme eines ‚subjektiven Elementes‘, die sich nicht auf ein subjektives Auffinden und ‚Inspizieren‘ solcher Elemente stützt wie in einer lokal-phänomenologischen Reflexion; vielmehr rekuriert sie nur auf unser alltägliches mehr oder weniger explizites Wissen davon, wie natürlich-sprachliche Ausdrücke und grammatische Strukturen korrekt gebraucht werden.

Die erste Datenbetrachtung Castañedas, die ich nennen möchte, betrifft die Zuschreibung von Wahrnehmungen. Er selbst interpretiert in *PBS* verschiedene Zuschreibungsformen bereits auf der Grundlage vorhergehender Daten, die ihm die Existenz visueller Felder nahelegten. Ich glaube jedoch, daß man in Castañedas Diskussion der Wahrnehmungszuschreibung eine autonome phänomenologisch-linguistische Studie identifizieren kann, die ohne vorgehende Annahme von Wahrnehmungsfeldern nennenswerte Ergebnisse liefert. Ich werde dazu einige Hintergrundüberlegungen hinzufügen, die allerdings nicht sehr spektakulär sind.

Man kann drei allgemeine Typen von Konstruktionen perzeptueller Zuschreibungen unterscheiden:

- Typ OBJ: Die Konstruktion mit Akkusativ-Objekt, etwa „Peter sieht Maria“;
- Typ DASS: die Konstruktion mit *daß*-Satz, etwa „Peter sieht, daß Maria zu spät kommt“;

schen inhaltlichen Unterschied im Vergleich mit alternativen Strukturen machen muß, um eine Bedeutung zu haben. Der wichtige Punkt mit Blick auf (3) ist, daß ein und dieselbe syntaktische Form in einem syntaktischen Zusammenhang einen anderen Unterschied machen kann als in einem anderen (ich nehme an, das Castañedas Rede von ‚gemeinsamen Basen‘, auf denen die Kontraste erscheinen, jedenfalls auch solche Zusammenhänge meint); ein Beispiel wäre, daß die Infinitivklausel „zu gehen“ sicherlich in vielen Zusammenhängen derartig mit ganzen Prädikationen kontrastiert, daß sie dem Ausdruck für eine Eigenschaft im Kontrast zu einer Proposition dient; aber das heißt nicht, daß sie etwa in der Zuschreibung „Peter beschließt zu gehen“ im selben Sinn mit „Peter denkt, daß jemand geht“ kontrastiert und für einen bloßen Handlungstyp steht; sondern in dieser Gegenüberstellung kann sie einen anderen Unterschied ausmachen; nach Castañeda ist es der Unterschied zwischen einer *praktitionalen* und einer *propositionalen* Prädikation (siehe dazu *Thinking and Doing*). Die ab 1.b diskutierten Kontraste zwischen den perzeptuellen Zuschreibungsformen bilden ebenfalls ein Beispiel dafür, daß man an den oberflächlichen syntaktischen Unterschiede nicht einfach Bedeutungs differenzen ablesen kann. – Einige wichtige Passagen finden sich in: *OPM*, S. 46-51; *OntGram*, S. 48; *J/P-Indicators*, S. 59; *ThLE5AttributingReference*, S. 95, S. 107; *ThLE12I&QI*, S. 224-25.

Typ ACI: die Konstruktion mit Akkusativ-*cum*-Infinitiv, etwa „Peter sieht Maria zu spät kommen“, sowie verwandte Konstruktionen wie „Peter sieht Maria, wie sie sich die Treppe hinaufschleppt“.⁹⁷

In *RefRealPerz* diskutiert Castañeda die verschiedenen Konstruktionstypen von Wahrnehmungszuschreibungen in einem Kontext, in dem er zwei Grundauffassungen der Wahrnehmung, nämlich den *perzeptuellen Objektualismus* und den *perzeptuellen Propositionalismus* unterscheidet und diesbezüglich zwei Fragen stellt: *Erstens* stellt er die Frage nach dem Gegenstand oder, neutraler formuliert, dem Akkusativ (dem *Was*) des Wahrnehmens, und damit meint er im wesentlichen, ob die Akkusative des Wahrnehmens Propositionen (oder Sachverhalte) oder eher Einzeldinge irgendeiner Kategorie sind. *Zweitens* fragt er, welche Zuschreibungsart die grundlegende ist.⁹⁸ Auf den ersten Blick zumindest paßt die These, die OBJ-Konstruktion sei die grundlegende, gut zur These, der Akkusativ des Wahrnehmens sei ein Einzelding, während besonders die Konzentration auf die DASS-Konstruktion zur These paßt, der Akkusativ sei eine Proposition (oder ein Sachverhalt). Ich denke, man kann aus Castañedas Diskussion am meisten Gewinn ziehen, wenn man über die Möglichkeit, daß der Objektualismus *oder* der Propositionalismus richtig ist, die Auffassung in Betracht zieht, daß es verschiedene *Typen* des Wahrnehmens gibt, die sich gerade in der Kategorie ihres Akkusativs unterscheiden. Wenn man überhaupt mit einer derartigen Typendifferenzierung rechnet, dann liegt nämlich der Gedanke nahe, daß die drei Zuschreibungsarten gerade drei nach der Kategorie ihres ‚Gegenstandes‘ unterschiedene Wahrnehmungstypen korrespondieren, und zwar folgendermaßen:

<i>Konstruktion der Zuschreibung</i>	<i>Akkusativ (‚Was wird wahrgenommen?‘)</i>
OBJ (... sieht Maria)	Einzeldinge
DASS (... sieht, daß Maria kommt)	Propositionen oder Sachverhalte
ACI (... sieht Maria kommen)	Ereignisse, Abläufe, Prozesse

Außerdem liegt dann nahe, zumindest zwei der drei angeblichen Typen als Typen geistiger Zustände oder Akte unterschiedlichen kognitiven Niveaus anzusehen: OBJ-Konstruktionen könnten im visuellen Fall ein einfaches ‚Gegenstands-Sehen‘ zuschreiben, das noch keine begriffliche Verarbeitung einschließt, während DASS-Konstruktionen ein ‚propositionales

⁹⁷ Vgl. *PBS*, S. 293 sowie *ThLE6Perception*, S. 118; an beiden Stellen ist Satz 1 vom Typ OBJ, die Sätze 2-4 sind vom Typ ACI, und Satz 5 ist vom Typ DASS. Nur die Konstruktion (2) („John saw Mary arrive late“) ist wirklich eine Akkusativ-*cum*-Infinitiv-Konstruktion. Ich bezeichne den Typus einfach nach diesem Fall, der jedenfalls im Deutschen sehr natürlich ist. Zur Unterscheidung bezeichne ich ‚echte‘ Akkusativ-*cum*-Infinitiv-Strukturen durch „A.c.I.“. (Im Englischen erscheint der Konstruktionstyp „John saw Mary arriving“ natürlicher. Doch wie Dretske feststellt, können Ambiguitäten auftreten, wenn statt eines Namens eine Kennzeichnung vorkommt wie in „John saw the man arriving“; siehe *S&K*, S. 34. Es ist daher auch hinsichtlich des Englischen sinnvoll, den Typus nach der eindeutigen A.c.I.-Konstruktion zu bezeichnen.)

⁹⁸ Siehe *RefRealPerz*, S. 766; ähnlich *ThLE6Perception*, S. 111-12; dort bezeichnet er Objektualismus und Propositionalismus als verschiedene Auffassungen über die ‚Akkusative des Wahrnehmens‘ („the *accusatives of perceiving*“).

Sehen‘ zuschreiben, das Ergebnis einer Verarbeitung ist, in der der Sehende einige seiner begrifflichen Kompetenzen gebraucht. Wenn man Ereignisse eher als besondere konkrete Einzeldinge denn als abstrakte Inhalte einstuft, wäre es konsequent, die durch ACI-Konstruktionen zugeschriebenen Fälle des Sehens dem ‚Gegenstands-Sehen‘ weitgehend gleichzustellen und nicht dem ‚propositionalen Sehen‘.

Als Hintergrund von Castañedas Diskussion ist es nützlich, wenn man sich klargemacht hat, daß eine derartige Assoziation verschiedener Typen des Wahrnehmens mit den drei allgemeinen Konstruktionen des Zuschreibens nicht gut motiviert ist und eher alles gegen sie spricht. Insgesamt ist meine Diagnose, daß sie auf einem unzulässigen Schluß aus der Oberflächengrammatik der Konstruktionen beruht.

1. *OBJ-Zuschreibungen besitzen keine Kern-Bedeutung, die kein begriffliches bewußtes Wahrnehmen impliziert.* Als erstes möchte ich den Zuschreibungstyp OBJ in seinem angeblichen Kontrast zur Konstruktion DASS betrachten. (a) Zuerst sollte man sich klar machen, daß bloß aus dem Kontrast zweier solcher grammatischer Konstruktionen *nicht* folgt, daß es zwei verschiedene Typen des Sehens gibt, einen, in dem Leute nur auf einzelne Gegenstände, jedoch *nicht* auf diese Gegenstände betreffende Propositionen bezogen sind, sowie einen, in dem sie auf Propositionen bezogen sind. Ebenso wenig würde man aus der nominalen Form der Zuschreibung „Peter denkt an Maria“ entnehmen wollen, daß Peter an Maria denkt, ohne ihr irgendwelche Eigenschaften zuzuschreiben, und sei es bloß erwägend: wie sie gestern so grantig zu ihm war, was er ihr bloß getan habe, ob sie morgen trotzdem mit ihm essen gehen werde.⁹⁹

Z.B. *könnte* das folgende Konditional ein Bedeutungspostulat für ‚sehen‘ darstellen:

Person s sieht Gegenstand a $\rightarrow \exists F$ Person s sieht, daß Gegenstand a F ist

Dieses Postulat selbst ist zwar, wie sich zeigen wird, ein falscher Vorschlag.¹⁰⁰ Aber die Möglichkeit, daß es gilt, verdeutlicht, daß sich bloß aus dem grammatischen Kontrast nichts Interessantes über Typen des Wahrnehmens schließen läßt, die wir unterscheiden. (b) Der nächste Punkt ist, daß es auch nicht ausreicht, einen bestimmten Typ von Beispielen anzuführen, um zu zeigen, daß die OBJ-Konstruktion zumindest eine Kern-Bedeutung hat, die im Gegensatz speziell zur PROP-Konstruktion keine begriffliche Verarbeitung impliziert. Denn es mag sein, daß man in gewissen Situationen, in denen Person s klarerweise keine begrifflich gefaßte Überzeugung über g ausbildet, dennoch eine OBJ-Konstruktion ‚Person s sieht Gegenstand g‘ wahrheitsgemäß verwenden kann. Aber daraus darf man nicht schließen, daß ‚sehen‘ in dieser Konstruktion eine Kern-Bedeutung hat, die kein Vorliegen begrifflicher Verar-

⁹⁹ Tatsächlich scheint mir der Fehlschluß nicht viel subtiler zu sein, als wenn man etwa aus der Doppelung von „Peter läuft“ und „Peter läuft schnell/langsam...“ schlosse, es gebe zwei Arten des Laufens, nämlich elementares Laufen ohne besondere Geschwindigkeit und komplizierteres Laufen mit Geschwindigkeit.

¹⁰⁰ Die Analyse von ‚S sieht A‘ durch ‚S sieht, daß A F ist‘ lehnt etwa Jackson, *Perception*, S. 155 explizit ab.

beitung impliziert und die, sei es durch pragmatische Effekte oder durch semantische Anreicherungen, in normalen Verwendungen *ergänzt* wird durch einen Inhalt der Art, daß Person s natürlich über Gegenstand g Überzeugungen von einem bestimmten Typ hat. Sondern es kann auch sein, daß ‚sehen‘ in OBJ-Konstruktionen eine Standard-Bedeutung hat, die durchaus ein begriffliches Bewußtsein impliziert, die allerdings in gewissen Verwendungen eine solche *Abschwächung* zuläßt, daß ‚Person s sieht Gegenstand g‘ darin ausnahmsweise diese Implikation nicht besitzt.¹⁰¹ (c) Mit diesen beiden Abweisungen von Argumentationslinien im Rücken möchte ich zu einer positiven Aussage kommen: Es ist sehr unplausibel, daß wir mit OBJ-Konstruktionen im Gegensatz zu DASS-Konstruktionen ein begrifflich unverarbeitetes Wahrnehmen zuschreiben. Wenn man eine Wohnungsnachbarnin nach dem Hausmeister fragt, kann sie antworten „Ich habe ich vor zehn Minuten gesehen“, „Ich habe ihn in den Keller gehen sehen“ oder „Ich habe gesehen, daß er in seiner Wohnung ist“. Diese Varianten sind sicherlich nicht dafür gemacht, damit die Nachbarin Unterschiede dahingehend zum Ausdruck bringen kann, ob sie ihre begrifflichen Kompetenzen in Gebrauch hatte oder vielleicht nicht. Die OBJ-Variante scheint eher dafür gemacht zu sein, ein volles begriffliche verarbeitetes Wahrnehmen zuzuschreiben, dabei jedoch das Wahrnehmen inhaltlich weitgehend unspezifiziert zu lassen. Ich möchte zur Sicherheit betonen, was ich *nicht* bestreite. Ich leugne *erstens* nicht, daß wir fähig sind, unter verschiedenen Umständen mit Zuschreibungskonstruktionen, die wesentlich ein perzeptuelles Verb enthalten, Wahrnehmungszustände von unterschiedlicher Qualität zuzuschreiben. Ich bestreite *zweitens* auch nicht, daß diese Qualitätsdifferenzen etwas mit verschiedenen Graden und im Grenzfall gar völlig fehlender begrifflicher Verarbeitung zu tun haben. *Drittens* leugne ich noch nicht einmal, daß jedenfalls die PROP-Konstruktion besonders eindeutig eine Involvierung begrifflicher Kompetenzen zum Ausdruck bringt. Was ich bestreite, ist im wesentlichen, daß die Schöpfer unserer natürlichen Sprache gewissermaßen die drei Konstruktionstypen geschaffen hat, *damit* ein Kontrast zwischen vorhandener und nicht vorhandener begrifflicher Verarbeitung ausdrückbar ist.¹⁰²

¹⁰¹ Eine einfache Analogie: Die Kern-Bedeutung von „Hocker“ könnte sein *Fläche von der-und-der Größe mit vier Beinen*, und eine gewöhnliche Verwendung könnte ‚konnotieren‘, daß man darauf sitzen kann. Oder aber die Standard-Bedeutung von „Hocker“ wäre *Artefakt, auf dem man sitzen kann, aber ohne Lehne*, und in manchen Situationen wird sie abgeschwächt zu *Ding von der Art, wie es Artefakte sind, auf denen man sitzen kann (aber ohne Lehne), doch in diesem Fall zu wackelig, als daß man wirklich darauf sitzen könnte*.

¹⁰² Beispielsweise ist es schwer, bei der folgenden Passage, die ziemlich am Anfang von F. Jacksons *Perception* steht, nicht den Eindruck zu bekommen, daß er umstandslos von der Feststellung einer *grammatischen* Differenzierung („We talk of...“) zu der Annahme übergeht, man habe es mit zwei *Arten des Sehens* zu tun, die sich in der Kategorie ihrer Objekte unterscheiden: *Perception*, S. 6: „We talk of seeing things and seeing *that*...: ‚I see the tomato‘, ‚I see *that* the tomato is red.‘ In the first case, ‚see‘ is followed by a singular term putatively naming something; in the second, by a sentence prefixed by ‚that‘. ... In starting with the question ‚What are the immediate *objects* of perception‘, I am opting for the view that seeing things is more basic than seeing-that.“ Siehe auch R. Chisholm, *Perceiving*, S. 142ff. – Obwohl F. Dretske sich nicht absolut klar festlegt, kann ich doch auch an seinen Überlegungen in *Seeing and Knowing* (1969) beispielhaft deutlich machen, wogegen ich mich wende. Ich hätte *prima facie* nichts gegen Dretskes Unterscheidung verschiedener ‚Weisen‘ des Sehens einzuwenden. Vielleicht würde ich eine davon nicht als Sehen bezeichnen; doch

2. *ACI-Zuschreibungen sind nicht allemal Zuschreibungen des Wahrnehmens von Ereignissen.* Einen ähnlichen ‚grammatischen Fehlschluß‘ befürchte ich zweitens im Fall der ACI-Konstruktion. Die Einschätzung, das perzeptuelle Zuschreibungssätze mit ACI-Konstruktion das Wahrnehmen eines Ereignisses oder Prozesses zuschreiben, wird durch die Natürlichkeit von Prädikaten wie „... sieht Maria vorbeihuschen“ oder „hörte ein Auto auf sich zukommen“ suggeriert, die jedenfalls im Deutschen den nicht wohlgeformten Prädikaten der Art „... sieht Maria rot sein“ gegenüberstehen. Tatsächlich liegt die grammatische Kluft jedoch nicht zwischen Ereignis-Prädikaten wie „... huscht vorbei“ und Zustands-Prädikaten wie „... ist rot“, sondern zwischen Prädikatbildungen ohne Kopula „ist“ und solchen mit. So sind „Peter sieht Maria an der Bushaltestelle stehen“ und „Maria sieht die Blumen blühen“ ebenfalls korrekt gebildet. Ich halte die Kluft einfach für eine Laune jedenfalls des Deutschen ohne besondere inhaltliche Relevanz. Mein Beispiel der Suche nach dem Hausmeister spricht wie bei der OBJ-Konstruktion auch in diesem Fall stark dafür, daß sich ACI-Konstruktionen von DASS-Konstruktionen nicht darin unterscheiden, ob sie ein Wahrnehmen zuzuschreiben erlauben, daß begriffliche Kompetenzen involviert oder nicht.¹⁰³ Es kommt hinzu, daß in dem Umfang,

das ist kein Punkt gegen die Sache. Aber Dretske assoziiert seine Unterscheidung einer nicht-epistemischen Weise des Sehens („Non-Epistemic Seeing“ heißt das zweite Kapitel) von epistemischen Weisen recht eindeutig mit verschiedenen Zuschreibungskonstruktionen; und zwar assoziiert er die nicht-epistemische Weise mit der einfachen OBJ-Konstruktion. Sein Hauptziel im zweiten Kapitel von *S&K* ist es zu zeigen, daß es eine nicht-epistemische Weise des Sehens gibt, d.h. in etwa eine Weise des Sehens, deren Fälle nicht implizieren, daß der Wahrnehmende bestimmte Überzeugungen hat. (Siehe S. 6 u.: „... there is a way of seeing such that for any Proposition *P*, the statement ‚*S* sees *D*‘ does not logically entail the statement ‚*S* believes *P*‘“) Seine Argumentation rekuriert jedoch auf verschiedene denkbare Situationen, in denen es korrekt ist zu sagen, jemand habe eine Sache gesehen (OBJ-Konstruktion), ohne daß er aber etwas Bestimmtes geglaubt haben muß; etwa S. 10 u.: „... this fact ... would not tend to show ... that seeing a candle-stick holder involves, as part of its meaning, the percipient’s believing something of this sort.“ (Unterstr. RB; vgl. S. 11 u., S. 17 u., S. 42 m.) Auch seine Bedeutungsexplikation von ‚*S* sees_n *D*‘ auf S. 20ff. suggeriert stark, daß er beansprucht, die gewöhnliche Bedeutung von ‚to see‘ in der OBJ-Konstruktion anzugeben. Am deutlichsten ist vielleicht ein Vergleich, den er auf S. 40-41 mit Blick auf die Tatsache zieht, daß gewisse Abläufe einfach sehr selten stattfinden, ohne daß es bei den Beteiligten zu bestimmten Überzeugungen kommt: „The rarity ... of such phenomena has nothing to do with whether seeing an angry tiger, or being eaten by an angry tiger, have, as an essentiell ingredient, the possession on the part of the agent of a particular belief ...“ Seine Diagnose ist offenbar, daß die häufige Begleitung von Objekt-Sehen durch bestimmte Überzeugungen dazu führt, daß die bloße Aussage, daß das (Objekt-)Sehen stattfindet, in normalen Konversationssituationen *konnotiert*, daß die Überzeugungen vorliegen (vgl. S. 41). Damit meint er wohl die pragmatische Ergänzung einer Kernbedeutung, wie ich sie im Haupttext angedeutet und der ich die Konzeption der Abschwächung einer Standard-Bedeutung entgegengesetzt habe. – F. Jackson greift Dretskes Unterscheidungen zwischen epistemischem und nicht-epistemischem wie auch zwischen primärem und sekundärem epistemischen Sehen auf; siehe Kapitel 7 „Seeing things and seeing that“ in *Perception*.

¹⁰³ Vgl. etwa Dretske in Kap. II von *S&K*; auf Seite 33-34 unterscheidet er drei Lesarten der Aussage „*S* saw the man waving to his wife“: Nach der ersten ist ‚the man waving to his wife‘ einfach eine Kennzeichnung für den betreffenden Mann, in der das Partizip ‚waving...‘ als Attribut dient. Interessant sind nur die anderen beiden: Die zweite Lesart ist (ii) „*S* saw the man wave to his wife“, die dritte (iii) „*S* saw *that* the man was waving to his wife“. Lesart (ii) ist also eine englische A.c.I.-Konstruktion. Die dritte Lesart versteht Dretske naturgemäß als Ausdruck eines *epistemischen* Sehens: „... not only that *S* saw the event, but that he identified it as described ...“. Entscheidend ist,

wie verschiedene Sprachen (echte) A.c.I.-Konstruktionen mit *nicht*-perzeptuellen Einstellungsverben zulassen, es sich um Mittel der Zuschreibung *propositionaler* Einstellungen handelt, die mit entsprechenden *daß*-Konstruktionen, sofern auch sie in der jeweiligen Sprache zulässig sind, weitgehend gleichbedeutend sind.¹⁰⁴

2.c Wenn man den Unterschied zwischen den drei Zuschreibungskonstruktionen nicht im begrifflichen Niveau des zugeschriebenen Wahrnehmens sieht, dann können Beobachtungen über sie aufschlußreich dafür sein, was wir als ‚eigentlichen‘ Inhalt des Wahrnehmens auszeichnen.

Die angeführte Assoziation zwischen den drei Zuschreibungskonstruktionen und drei Typen des Wahrnehmens, wobei insbesondere eine Unterscheidung zwischen involvierter und eventuell fehlender begrifflicher Verarbeitung im Spiel ist, scheint die einzig sich aufdrängende derartige Zuordnung zu sein, falls man überhaupt auf eine solche verfällt. Ich schließe also, daß sich hinter den Unterschieden von Zuschreibungsarten keine Unterscheidung von Wahrnehmungsarten verbirgt.

Dementsprechend schlage ich vor, bei der Betrachtung der drei Konstruktionstypen ganz von dem Gegensatz zwischen begrifflich unverarbeiteter und begrifflich artikulierter Wahrnehmung abzusehen; positiv gesagt sollte man die beiden Extreme unter den drei Konstruktionstypen perzeptueller Zuschreibungen, nämlich die OBJ- und die DASS-Konstruktion, eher in Analogie zu dem Paar „Peter dachte an Maria“ und „Peter dachte, daß Maria kommt“ verstehen und die ACI-Konstruktion in das aufgespannte Feld einordnen. Wenn die drei Konstruktionen jedoch letztlich dazu dienen, eine einzige Form des Wahrnehmens zuzuschreiben, und wenn es nicht der Zweck dieser Mehrzahl von Konstruktionstypen ist, eventuelle Unterschiede zwischen begrifflich verarbeitetem und unverarbeitetem Wahrnehmen ausdrückbar zu machen, dann ist die Frage tatsächlich sinnvoll, ob eine der Konstruktionen dem einheitlich zugeschriebenen Phänomen besonders nahe kommt, indem sie am besten zum Ausdruck bringt, worin es *eigentlich* besteht. Damit ist unvermeidlich die Frage verknüpft, wie gegebenenfalls diese Konstruktion genauer verstanden werden muß. Jetzt stellen sich allerdings nicht nur bezüglich der DASS-Konstruktion, sondern auch hinsichtlich der anderen beiden Konstruktionen die in der Diskussion von modalen und von Attributionskontexten üblich gewordenen Fragen: Aus der Theorie modalen Kontexte stammt die Frage, ob ein bestimmter Ausdruck in der Aussage *de re* oder *de dicto* auftritt; von Quine stammt die Fragestellung, ob die Position eines bestimmten singulären Terms in einem Kontext referentiell transparent oder referentiell

daß Dretske die zweite, d.h. die A.c.I.-Konstruktion als mit der Konstruktion ‚S saw the man’s wave to his wife‘ gleichbedeutend hinstellt. Er versteht also den Akkusativ-*cum*-Infinitiv wie die Kennzeichnung eines Ereignisses und subsumiert Lesart (ii) unter die Zuschreibungen von nicht-epistemischem Sehen, nur daß kein (bloßes) Sehen von gewöhnlichen Einzeldingen, sondern ein Sehen von Ereignissen zugeschrieben wird.

¹⁰⁴ Im (gehobenen) Lateinischen ist die A.c.I.-Konstruktion der Zuschreibung propositionaler Einstellungen Standard.

opak ist.¹⁰⁵ Castañedas Gegenstücke zu diesen Unterscheidungen sind *erstens* die zwischen dem *internen* oder dem *externen* Vorkommen eines Ausdrucks an einer Position in einem Zuschreibungskontext und *zweitens* die zwischen seinem *propositional transparenten* oder *propositional opaken* Vorkommen. Hier dürfte die folgende Bestimmung des internen Vorkommens genügen:

Ein Ausdruck kommt an einer Position in einem Zuschreibungskontext *intern* genau dann vor, wenn er dort verwendet wird, um dem Subjekt, dem etwas zugeschrieben wird, einen Bezugnahmemechanismus zuzuschreiben. Sonst kommt er dort *extern* vor. (Eine syntaktisch durchsichtige ‚kanonische Repräsentation‘ würde nur Termini, die in diesem Sinn intern vorkommen, im syntaktischen Bereich der Zuschreibungskonstruktion auftreten lassen.)¹⁰⁶

¹⁰⁵ Siehe *W&O*, § 30. Ich folge hier Shavy, der nicht wie Quine die Kontexte selbst transparent oder opak nennt, sondern einzelne Positionen für singuläre Terme [„noun positions“] in ihnen; siehe Shavy, *Opacity*, S. 153-54.

¹⁰⁶ Vgl. fast wörtlich *RefRealPerz*, S. 778. – An der *de re/de dicto*-Unterscheidung kritisiert Castañeda in erster Linie, daß sie in ihrem verbreiteten Gebrauch die Unterscheidung zwischen internem und externem Vorkommen mit einer ontologischen Annahme über das von *de re* vorkommenden Termen Bezeichnete konfundiert; vgl. *RefRealPerz*, S. 777-783; *I-Guises*, S. 125-26. – Der Kerngedanke hinter der propositionalen Transparenz lautet: *Ein Ausdruck kommt in einem Zuschreibungskontext genau dann propositional transparent vor, wenn er eine Komponente der Proposition offenlegt* [„reveals“], *die der Akkusativ des zugeschriebenen (geistigen) Zustandes ist* (siehe fast wörtlich *RefRealPerz*, S. 784 o.). Das ist offensichtlich vom Konzept des internen Vorkommens nicht allzu weit entfernt, so daß sich allerlei Zusammenhänge ergeben (vgl. *RefRealPerz*, S. 784-786; auch die rhetorische Pointe gegen Quine ist offenkundig). In *FoundationsCommunication* gibt Castañeda eine genauere Bestimmung an. Ihr zufolge sind Konstruktionen mit ‚kognitiven Verben‘ propositional transparent, wenn sie eine Proposition im Geist der betreffenden Person *vollständig offenlegen* (siehe S. 127: „... cognitive verbs that, used in accordance with the rules of the language, appear in grammatical constructions that fully reveal to Y some propositions in Z’s mind. The uses of such cognitive verbs in such constructions and the constructions themselves are, we shall say, *propositionally transparent*.“ „... In this case „George believes that $3 + 1 = 4$ “ reveals fully to anyone who hears it the proposition which is alleged to be in George’s mind“.) – In dieselbe Richtung geht die noch etwas komplizierte Bestimmung in *ThLE5AttributingReference*; dort verlangt Castañeda von transparenten Vorkommnissen, daß jeder kompetente Interpret das sprachliche Know-How besitzt, um das, was der aufrichtige Sprecher im Gebrauch des Terms gedacht hat, festzustellen [„to ascertain“] *und selbst zu denken* (siehe S. 93: „... a competent interpreter of T, on the assumption that C(T) is a candid use of T, has the linguistic know-how to ascertain, and hence think himself/herself, what the speaker of C(T) has thought with tE.) Ich stimme T. Kapitan zu, daß derartige Bestimmungen zu stark sind (siehe *ThLOnt-Kapitan*, S. 200 Anm. 20). Nach Castañeda sollen nämlich jedenfalls einige Fälle von quasi-indexikalischen Attributionen propositional transparent sein. Aber nach dem, was zumindest der späte Castañeda lehrt, ist die durch ‚(daß) er* F ist‘ in einer Zuschreibung ‚s denkt, daß er* F ist‘ vom Sprecher der Zuschreibung ausgedrückte und sicherlich auch gedachte quasi-indexikalische Proposition nicht identisch mit der günstigenfalls von der Person s gedachten indexikalischen Proposition, die sie im Deutschen korrekt durch eine Verwendung von ‚Ich bin F‘ ausdrücken könnte. Diese Einsicht hat erst R. M. Adams Castañeda in voller Schärfe nahegebracht (siehe den Briefwechsel Adams – Castañeda in *ThLE9Omniscience*; M. Textor kritisiert in *Portraying Adams’ Argumentation*, die Castañeda letztlich akzeptiert, und präsentiert S. 147-50 ein ‚neues Gegenbeispiel‘; bei näherem Hinsehen, so glaube ich, erweist es sich jedoch als gar nicht wesentlich verschieden von den Beispielen, die Adams formuliert hat). Vor diesem Hintergrund halte ich die im Haupttext wiedergegebene Bestimmung der *Internalität* eines Vor-

Wenn man sich auf manifeste (aktartige, episodische) geistige Vorkommnisse wie das Denken oder Urteilen konzentriert und das Ideal der Sprecher-Bezugnahme unterstellt, dann ist die Zuschreibung eines Bezugnahmemechanismus' mit der seiner *Verwendung* identisch.¹⁰⁷

Castañeda macht zwei Beobachtungen über die Attributionskonstruktionen geltend, die für die Beantwortung solcher Fragen nach dem internen oder externen Vorkommen von Ausdrücken in perzeptuellen Zuschreibungen aufschlußreich sind:

1. Er stellt hinsichtlich der Aussage „John sah das jüngste Mädchen der Gruppe“¹⁰⁸ fest, daß die enthaltene Kennzeichnung in Quines Kategorien gefaßt referentiell transparent, und das heißt im gegebenen Fall *extern* vorkommt.¹⁰⁹

2. Außerdem stellt er fest, daß die DASS-Aussage „John sah, daß Maria zu spät kam“ die korrelierte OBJ-Aussage „John sah Maria“ *nicht impliziert* oder jedenfalls ‚vielleicht nicht‘, d.h. wohl: jedenfalls in einer Gebrauchsweise nicht.¹¹⁰ Interessant wird diese Beobachtung erst

kommens für angemessener. Sie verlangt nämlich nur, daß ein intern vorkommender Ausdruck einen *Mechanismus* der Bezugnahme festlegt, den die Person, der man etwas zuschreibt, verwendet oder verwenden kann oder würde. Das ist klar unterschieden von den externen Konstruktionen, und doch wird nicht gefordert, daß die propositionale Komponente, die unter Einsatz des Mechanismus ausgedrückt wird, *vollständig offengelegt* wird und der Zuschreibende sie *selber denken* kann. – Ein bißchen überzogen ist hingegen Kapitan's Kritik am Konzept der propositionalen *Opakheit*: Er findet, wenn Opakheit darin bestehe, daß nicht festgelegt wird, *was* der Betreffende denkt, dann komme nie ein Ausdruck opak vor; denn irgendein vermittelndes Attribut müsse man immer zuschreiben: „We must say that the subject referred to something *qua* individual (logical subject), or, more specifically, *qua* horse, *qua* flower, etc.; otherwise, we attribute nothing.“ Aber der Status des ‚logischen Subjekts‘ ist schon durch den grammatischen ‚Rahmen‘ festgelegt, in dem der opake Ausdruck vorkommt; und der Betreffende muß nicht ‚*qua* Pferd‘ auf die fragliche Sache Bezug nehmen, selbst wenn er dann von ihr *prädiziert*, das sie ein Pferd ist (etwa wenn man über jemanden sagt „Er denkt von unserem Esel, er sei ein Pferd“, und in der Tat denkt er ‚*Das* ist ein Pferd‘).

¹⁰⁷ Bei artikulationsfähigen zustandsartigen Einstellungen wie dem Glauben müßte man auf die Fähigkeit und Disposition zu seiner Verwendung verweisen.

¹⁰⁸ Vgl. *PBS*, S. 293.

¹⁰⁹ Zu den verschiedenen Kriterien, die Quine für referentielle Transparenz angibt, siehe *Foundations-Communication*, S. 127-28. Es genügt im vorliegenden Fall als Test, daß aus „John sah das jüngste Mädchen der Gruppe“ und „Maria ist das jüngste Mädchen der Gruppe“ folgt „John sah Maria“, sofern man alle Aussagen in der gewöhnlichsten, wirkliche Personen in der konkreten Welt betreffenden Weise versteht. Ich selbst würde den Punkt ein wenig schwächer formulieren: Der externe Gebrauch der Konstruktion kommt jedenfalls so regelmäßig vor, daß er der Standard zu sein scheint und gelegentliche interne Verwendungsweisen vermutlich Anreicherungen dieser Standard-Verwendung darstellen. Das klingt ein wenig wie Dretskes Auffassung; aber nach meiner Einschätzung ist der Standard-Gebrauch kein ‚nicht-epistemischer‘. Natürlich ist diese Beobachtung der referentiellen Transparenz von *g* in ‚*s* sieht *g*‘ keine Errungenschaft Castañedas; Jackson bemerkt den Punkt gleich in der Einleitung zu *Perception*, S. 5; siehe auch S. 155. – In dem externen Vorkommen der Kennzeichnung kontrastiert ‚sehen‘ etwa mit ‚denken an‘; „John dachte an das jüngste Mädchen der Gruppe“ kann jedenfalls sehr natürlich intern konstruiert werden („Wen wollte John denn den Ball eröffnen lassen?“ – „Er dachte an das jüngste Mädchen der Gruppe.“).

¹¹⁰ Vgl. *PBS*, S. 295. Auch das ist nicht neu; siehe Jackson, *Perception*, wo er im Anschluß an Dretske (*S&K*, S. 78ff.) einen primären von einem sekundären Fall von Sehen-daß unterscheidet (S. 154) und als eine notwendige Bedingung für ‚*s* sieht_{primär}, daß *g* F ist‘ gerade angibt, daß *s* Gegenstand *g* sieht (S. 160); im sekundären Fall muß das nicht der Fall sein. Doch ganz offensichtlich scheint die Sache nicht zu sein; vgl. Chisholm, *Perceiving*, S. 164: „The statement „Jones saw that a boy was running away,“ which has a propositional object, entails „Jones saw a boy,“ which has only a noun

zusammen damit, daß die entsprechende ACI-Aussage „John sah Maria, wie sie zu spät kam“ die OBJ-Aussage durchaus impliziert.¹¹¹ Der Kontrast springt wohl anhand des folgenden Beispielpaares in die Augen: „John öffnete die Tür zu Marias Zimmer und sah, daß Maria sich schon wieder draußen herumtrieb“ – „John öffnete die Tür zu Marias Zimmer und sah Maria sich schon wieder draußen herumtreiben.“ Es ist wichtig, daß der Schluß von der DASS- auf die OBJ-Aussage selbst dann nicht korrekt ist, wenn man „Maria“ in der DASS-Aussage ganz klar als intern vorkommend versteht und sicherheitshalber hinzu nimmt, daß Maria wirklich existiert.

Dem kann man hinzufügen:

3. Die eingebetteten Termini in einer DASS-Konstruktion lassen sich allesamt recht natürlich als intern vorkommend verstehen, ähnlich wie bei nicht-perzeptuellen Zuschreibungen.
4. Der singuläre Term *g* in der ACI-Zuschreibung ‚s sieht *g* F-en‘ scheint im Standardgebrauch ebenso extern zu sein wie in der entsprechenden OBJ-Konstruktion ‚s sieht *g*‘, die sie impliziert.

2.d Die Konstruktion ‚Person s sieht Gegenstand g F-en‘ erweist sich als grundlegende Zuschreibungsform, und sie dient der Zuschreibung eines demonstrativen Inhaltes.

Auf die in 2.b aufgeführten Beobachtungen lassen sich zwei Punkte stützen:

- (a) *Die ACI-Konstruktion, nicht die DASS-Konstruktion, dient der Zuschreibung der eigentlichen begrifflich gefaßten Wahrnehmungsinhalte.* Ich nehme in Anspruch, daß der bloße weitverbreitete Gebrauch der OBJ-Zuschreibungsform belegt, daß diese Zuschreibung etwas Wesentliches wenigstens an typischen Fällen des Sehens trifft. Daß das in der OBJ-Form Zuschreibbare wesentlich ist, findet eine Bestätigung in dem Umstand, daß es auch in der durch „John öffnete die Tür zu Marias Zimmer und sah, daß Maria sich schon wieder draußen herumtrieb“ beschriebenen Situationen nicht völlig fehlt: John sieht zweifellos allerlei Dinge in Marias Zimmer; er sieht nur Maria nicht. Man kann daher schließen, daß die DASS-Konstruktion weiter vom eigentlich zugeschriebenen Phänomen des Wahrnehmens entfernt ist als die ACI-Konstruktion, und kann Castañedas Diagnose folgen, derzufolge „sehen“ in der visuellen Variante der DASS-Konstruktion eigentlich *bemerkt* oder *stellt fest* [„realized“] bedeutet. Die DASS-Zuschreibung im Beispiel beinhaltet vielleicht genauer etwas wie John

object. More generally, whenever we can say, „S perceives that *x* is *f*“ or „S perceives *x* to be *f*“, we can infer „S perceives *x*“ and „S perceives an *f*.“

¹¹¹ Castañeda scheint das so offenkundig zu finden, daß er es nicht besonders betont. – Da Dretske die ACI-Konstruktionen in ihrer Kernbedeutung als Zuschreibung eines nicht-epistemischen Sehens von Ereignissen deutet, liegt es für ihn nahe, die Implikation von ACI auf OBJ einfach so zu verstehen, daß, wer ein an einer Sache ablaufendes Ereignis sieht, auch diese Sache sieht; vgl. *S&K*, S. 33-34. – Ich bin nicht ganz sicher, wie man einzelne anscheinende Gegenbeispiele einordnen soll. Kann man im buchstäblichen Sinn wahrheitsgemäß von einer Person sagen „Sie sah ihn noch lange winken, bis der Zug im Tunnel verschwand“, obwohl sie tatsächlich nur das Taschentuch sah? Jedenfalls sind andere Konstruktion aus der ACI-Familie, etwa „Sie sah ihn noch lange, wie er winkte ...“ klarerweise unangebracht.

öffnete die Tür zu Marias Zimmer, und aufgrund dessen, was er sah, wurde ihm klar, daß sich Maria schon wieder draußen herumtrieb.“¹¹² Der Punkt ist, daß der daß-Satz in einer DASS-Konstruktion, selbst wenn er durch und durch propositional transparent verstanden wird, den Inhalt eines Wissens spezifiziert, daß sich in irgend einem Sinn auf ein Wahrnehmen stützt, aber nicht notwendigerweise den eigentlichen Inhalt des Wahrnehmens selbst. Sofern meine Überlegungen zutreffen, daß der Kontrast zwischen den Zuschreibungsformen nicht der zwischen begrifflichem und womöglich nicht-begrifflichem Bewußtsein ist, dann bedeutet das, daß wir mit der Unterscheidung zwischen der DASS- und der ACI-Konstruktion zwischen dem eigentlichen, aber nichtsdestotrotz begrifflich gefaßten Inhalt des Wahrnehmens und allerlei auf das Wahrnehmen gestützten begrifflichen Inhalten unterscheiden.

(b) *Die ACI-Konstruktion dient der Zuschreibung einer demonstrativen Bezugnahme.* Die interessante Frage lautet dann, von was für einer Art die eigentlichen perzeptuellen Inhalte sind. Wenn der eingebettete singuläre Term in einer ACI-Zuschreibung ‚s sieht g F-en‘ natürlicherweise nicht intern vorkommt, also nicht dazu dient, dem Wahrnehmenden die Verwendung eines entsprechenden Bezugnahmemechanismus‘ zuzuschreiben, so steht die Frage im Raum, welchen Mechanismus der Wahrnehmende denn tatsächlich eingesetzt hat. Hier ist interessant zu sehen, welche Versuche F. Jackson durchgeht, um zu prüfen, ob sich das Gegenstands-Sehen (‚s sieht g‘) durch ein Sehen-daß (‚s sieht, daß ...‘) analysieren läßt. Da, wie gesehen, g in ‚s sieht g‘ extern (oder à la Quine: referentiell transparent¹¹³) vorkommt, kann keine Instanz dieses Schemas durch eine Instanz von ‚s sieht, daß g F ist‘ analysiert werden. Jackson erwägt daraufhin, ob sich die OBJ-Form dadurch analysieren läßt, daß mindestens eine Einsetzungsinstanz von ‚s sieht, daß --- F ist‘ wahr ist. Er prüft dann einerseits *Namen* und *definite Beschreibungen* (Kennzeichnungen) und andererseits *indefinite Beschreibungen* als zulässige Einsetzungen für ‚---‘ und formuliert das Dilemma, daß Namen und Kennzeichnungen es Sehens-Zuschreibungen zu schwierig machen, wahr zu sein, während indefinite Beschreibungen es zu leicht machen.¹¹⁴ Doch offensichtlich hat Jackson damit nicht alle Sorten von singulären Termen ausprobiert: von den klassischen Typen fehlen die (reinen) Indikatoren, Demonstrativa und indexikalischen Kennzeichnungen. Es ist aber völlig klar, weshalb er sie nicht erwähnt. Der plausibelste Kandidat wäre wohl ein einfaches oder komplexes Demonstrativum. Jackson ist jedoch auf der Suche nach ‚ausgewählten Einsetzungsinstanzen des ‚Sehen-daß‘-Schemas‘.¹¹⁵ Probiert man eine demonstrative Einsetzung, etwa ‚s sieht, daß *das da* F ist‘, so ist offenkundig, daß das Demonstrativum gar nicht (in Castañedas Terminologie) intern vorkommt; denn man schreibt dem Wahrnehmenden durch die oberflächlich ge-

¹¹² Siehe *PBS*, S. 295: „John sees all sorts of things that he construes as establishing that Mary (had) arrived late. ‚John saw‘ on this interpretation ... is tantamount to ‚John realized‘, or ‚It dawned upon John‘.“ Ähnlich *RefRealPerz*, S. 774: „One sees something, say, some person at a certain location in one’s visual field, and one infers that the person is Mary jumping.“

¹¹³ So Jackson, *Perception*, S. 155.

¹¹⁴ Vgl. *Perception*, S. 155-57.

¹¹⁵ Siehe S. 157.

sehen syntaktisch interne Verwendung von ‚das da‘ *keine* Verwendung eines demonstrativen Bezugnahmemechanismus zu.¹¹⁶ Doch sobald man das erkennt, wird auch klar, daß die Zuschreibung einer demonstrativen Bezugnahme gerade dasjenige ist, was erforderlich wäre. Genau so lautet Castañedas Deutung der ACI-Konstruktion ‚s siegt g F-en‘: Das tatsächlich extern vorkommende ‚g‘ markiert durch seine oberflächen-syntaktische *interne* Stellung die Position, an der ein demonstrativer Ausdruck stünde, wenn der Wahrnehmende seinen eigentlichen visuellen Inhalt selbst zum Ausdruck brächte. Die ganze ACI-Konstruktion mit ihrem standardmäßig externen eingebetteten singulären Term dient der Zuschreibung einer demonstrativen Bezugnahme des Wahrnehmenden und fungiert folglich als ein *Quasi-Indikator* für Demonstrativa, für den wir keinen eigenen Ausdruck geprägt haben.¹¹⁷

Ingesamt ergibt sich damit folgendes: Der Kontrast zwischen der DASS- und der ACI-Konstruktion hinsichtlich der Implikation einer entsprechenden OBJ-Konstruktion dokumentiert, daß wir klar zwischen dem eigentlichen Inhalt des Wahrnehmens und darauf gestützten weiteren Inhalten des Urteilens und Überzeugtseins unterscheiden, *ohne* daß wir uns in irgendeiner Weise bereits darauf festgelegt hätten, daß der eigentlich Inhalt des Wahrnehmens frei von begrifflichen Aspekten ist. Die standardmäßige Internalität des zentralen singulären Terms in der ACI-Konstruktion läßt ferner erkennen, daß wir diesen eigentlichen Inhalt für

¹¹⁶ Hier findet sich eine Inkongruenz mit Quines Konzept der referentiellen Opakheit: ‚das da‘ kommt extern vor; aber aus ‚s sieht, daß *das da* F ist‘ und ‚Das da ist Maria‘ folgt nicht einfach ‚s sieht, daß Maria F ist‘.

¹¹⁷ Daß Jackson die demonstrativen Bezugnahmemechanismen nicht in Betracht zieht, generiert Folgeprobleme in seiner Behandlung des ‚primären Sehens-daß‘. Obwohl er das Gegenstands-Sehen für grundlegend hält, ist ihm klar, daß es ein ‚epistemisches‘ oder propositionales Sehen geben muß; und der Umstand, daß die DASS-Zuschreibung gelegentlich wahr ist, *weil* eine korrelierte OBJ-Zuschreibung wahr ist, während der *weil*-Zusammenhang manchmal auch nicht besteht, legt es ihm nahe, eine *primäre* Variante des propositionalen Sehens zu postulieren (siehe *Perception*, S. 154; mit Berufung auf Dretske). Er hält jedoch auch hinsichtlich dieser primären Variante an dem Attributionsschema ‚s sieht daß g F ist‘ fest, wobei er die ‚g‘-Position referentiell opak (also in etwa: intern) versteht. Dann kommen als Einsetzungen für ‚g‘ aber wieder nur nicht-indexikalische Termini wie Namen und Kennzeichnungen in Frage. Naturgemäß erweist es sich dann als das Hauptproblem für Jackson, die Bedingung anzugeben, unter der die in der ‚g‘-Position opake (interne) Konstruktion wirklich ein *primäres* Sehen-daß zuschreibt. Er diskutiert verschiedene Vorschläge und Gegenbeispiele und schlägt schließlich als relevante Klausel vor: ‚s glaubt von g, daß es von ihm gesehen wird‘ (S. 164). Dazu merkt er ausdrücklich an, das ‚ihm‘ könne nicht durch ‚s‘ ersetzt werden (Anm. 9); die ‚ihm‘-Position betrachtet er folglich *nicht* als referentiell transparent. Dann ist die einzig plausible Deutung des ‚ihm‘ jedoch die, das es hier als *Quasi-Indikator* für eine mögliche Bezugnahme in der ersten Person singular fungiert, dem Wahrnehmenden also eine Überzeugung zuschreibt, die er gegebenenfalls durch einen Satz der Form ‚Ich ...‘ ausdrücken würde. Das bedeutet jedoch, daß *primäres* propositionales Sehen nach Jacksons Analyse eine Überzeugung des Wahrnehmenden erfordert, die seine Fähigkeit zu ‚ich‘-Bezugnahmen, also zum Selbstbewußtsein einschließt. Jackson klärt nicht auf, worin eine solche Überzeugung bestehen kann, ohne daß die Analyse fragwürdig wird. Wenn man, wie ich es für richtig halte, die Fähigkeit zur ‚ich‘-Bezugnahme als eine anspruchsvolle kognitive Eigenschaft einstuft, dann ist extrem fragwürdig, daß *die primäre Variante des propositionalen Sehens* diese Fähigkeit implizieren soll. Sicherlich kann man definieren, was man möchte; doch es fragt sich, ob man dabei ein der Sache nach abgegrenztes Phänomen trifft. Ich ziehe die Konsequenz, daß Jacksons ‚primäres Sehen-daß‘ ein artifizielles theoretisches Konstrukt ist.

einen solchen halten, auf den der Wahrnehmende durch eine demonstrative Bezugnahme bezogen ist.¹¹⁸

2.e Castañedas Identifizierung und Analyse der grundlegenden perzeptuellen Zuschreibungsform richtet sich nicht nur gegen den Gedanken nicht-demonstrativer primärer propositionaler Inhalte des Wahrnehmens und gegen Konzeptionen eines primitiven perzeptuellen Kontaktes mit physischen Dingen, sondern ebenso sehr gegen klassische Sinnesdatentheorien.

Um dieses Ergebnis einschätzen zu können, erinnere ich an die anscheinend naheliegende Deutung der ACI-Konstruktion ‚Person s sieht Gegenstand g F-en‘: Sie sollten den Spezialfall der Zuschreibung eines begrifflich unverarbeiteten Sehens zuzuschreiben erlauben, in dem das Gesehene jedoch kein Einzelding, sondern ein Ereignis ist. Angesichts meiner Hinweise darauf, daß sich diese Deutung eher einer Überinterpretation eines oberflächlichen grammatischen Verhaltens der Konstruktion verdankt, scheint sie sich allenfalls solange nahezulegen, wie man über keine Alternative verfügt. Ich denke, daß Castañeda mit der quasi-indexikalischen Deutung der ACI-Konstruktion eine solche Alternative nicht nur entwickelt, sondern auch gut motiviert hat. Verfügt man über diese Interpretation, so bietet sich auch eine andere Auffassung der OBJ-Konstruktion an: Statt die OBJ-Konstruktion ‚Person s sieht Gegenstand g‘ als Zuschreibung des begrifflich unartikulierten Sehens eines Gegenstandes zu verstehen und die ACI-Konstruktion als die Variante, in der man das Sehen eines Ereignisses zuschreibt, läßt sich jetzt die OBJ-Konstruktion als *Verkürzung* der quasi-indexikalisch interpretierten ACI-Konstruktion verstehen. ‚Person s sieht Gegenstand g‘ müßte danach als ‚Person s sieht Gegenstand g [irgendetwas tun]‘ gelesen werden, also gewissermaßen als ACI-Konstruktion, in der der Infinitiv unbestimmt bleibt und daher einfach wegfällt. Auch die OBJ-Konstruktion wäre nach diesem Verständnis bloß scheinbar ohne internes Element in Castañedas Sinn; zwar kommt der Akkusativ ‚Gegenstand g‘ tatsächlich bloß extern vor, aber wie in der vollständigen ACI-Konstruktion dient er dazu, eine *demonstrative* Bezugnahme zuzuschreiben. Eine Schritt in der Analyse von ‚Person s sieht Gegenstand g‘ wäre demnach etwa:

Person s sieht von Gegenstand g: er* [ist irgendwie],

worin ‚er*‘ ein Quasi-Indikator für eine demonstrative Bezugnahme auf den Gegenstand g ist – oder vielmehr auf etwas, das tatsächlich der Gegenstand g *ist*, in einem zu erforschenden Sinn von ‚ist‘.¹¹⁹

Auf eine Formel gebracht lautet das Resultat dieser Diskussion der perzeptuellen Zuschreibungsformen so: Unser Gebrauch der gewöhnlichen Zuschreibungsformen beinhaltet, daß wir eine bestimmte Sorte von ‚Akkusativen‘ von geistigen Episoden als den eigentlichen Inhalt

¹¹⁸ Vgl. genauer *PBS*, S. 296-98; ausführlich *RefRealPerz*, S. 770-804, bes. S. 792-94; *ThLE6Perception*, S. 120-123; *J/P-Indicators* § 30, S. 89-90.

¹¹⁹ Ich kenne keine Passage, in der Castañeda eine solche Deutung der OBJ-Konstruktion als ‚Verkürzung‘ der ACI-Konstruktion ausführt; doch ich halte sie für die geradlinige Umsetzung seiner Aussage, die ACI-Konstruktion sei unsere grundlegende Form der Wahrnehmungszuschreibung.

des Wahrnehmens auszeichnen und daß wir diesen Akkusativ als den einer geistigen Episode verstehen, die jedenfalls eine demonstrative Bezugnahme einschließt; dabei kann vorläufig offen bleiben, ob und in welchem Sinn diese Bezugnahme *erfolgreich* sein muß.

Mit Blick auf die anfänglichen Deutungen der PROP-Konstruktion einerseits und der OBJ-Konstruktion andererseits kann man die doppelte Stoßrichtung dieses Ergebnisses verdeutlichen: Nach der einen Seite zielt der Stoß offenkundig gegen den Gedanken, es gebe eine primäre Ebene begrifflich artikulierten Bewußtseins, dessen Inhalt nicht-demonstrative Propositionen oder Sachverhalte sind. Was die andere Seite angeht, so kann es scheinen, als zielte der Stoß nur gegen das Konzept eines primitiven perzeptuellen Kontaktes mit äußeren physischen Gegenständen. Aber interessanter ist, daß die Alternative Konzeption der grundlegenden Zuschreibungsform ebenso gegen den Gedanken gerichtet ist, anstelle eines primitiven Kontaktes mit ‚äußeren‘ Gegenständen eine primitive Begegnung mit isolierten konkreten Einzeldingen anderer Art, etwa mit Moore-Russell’schen Sinnesdaten anzunehmen.

Genauer richtet sie sich in zweifacher Weise dagegen: *Erstens* ist ein gewöhnliches demonstratives Bezugnehmen immer ein Auswählen von etwas *aus einer Mannigfaltigkeit*. Schon die Kontraste zwischen den gegenständlichen Demonstrative „das“, „dies“, „jenes“ wie der zwischen den örtlichen Demonstrativa „da“ und „dort“ weisen darauf hin. Wenn unsere gewöhnliche Zuschreibungskonstruktionen den eigentlichen Inhalt des Wahrnehmens also als einen demonstrativen Inhalt hinstellen, dann stellen sie einen Wahrnehmenden zugleich als jemanden hin, der mit einer Mannigfaltigkeit konfrontiert ist, aus der er auswählt. Eine Theorie des Wahrnehmens darf sich also nicht auf eine Konzeption isolierter Einzeldinge konzentrieren, die in irgend einem Sinn ‚gesehen‘ werden, sondern sie muß in einem eine Konzeption des eigentliche zugeschriebenen demonstrativen perzeptuellen Inhaltes und der Mannigfaltigkeit entwickeln, aus der der Wahrnehmende auswählt. Deswegen steht im Zentrum von Castañedas Wahrnehmungstheorie eine Konzeption *perzeptueller Felder*. *Zweitens* ist ein demonstratives Bezugnehmen die Ausübung einer *begrifflichen* Kompetenz. Die Indikatoren und Demonstrativa sind ebensosehr Elemente des Sprachsystems wie etwa Verben oder Adjektive; es lassen sich plausible Bedeutungspostulate hinsichtlich der Indikatoren formulieren, ob man sie so nennen möchte oder nicht. Sie scheinen also eine allgemeine, abstrakte Bedeutung zu haben wie andere Ausdrücke auch, und diese scheint sie in vielfacher Weise auf andere Termini zu beziehen. Castañedas Stellungnahmen zum begrifflichen Gehalt der indexikalischen Ausdrücke fügen sich jedenfalls ohne weiteres in seine allgemeinen Aussagen zur Semantik.¹²⁰ Er wendet sich demnach nicht nur dagegen, sich auf eine perzeptuelle Konfrontation mit *isolierten* Sinnesdaten zu fixieren, sondern gegen die ganze Idee einer primitiven, vorbegrifflichen Begegnung mit vorgefertigten Einzelobjekten. Es ist vor diesem Hintergrund nicht ganz ohne Ironie, daß er sich in Diskussionen über seine Wahrnehmungstheorie regelmäßig

¹²⁰ Siehe *J/P-PraussAntwort*, S. 317-19; *J/P-KochAntwort*, bes. S. 351-57.

gegen den Vorwurf verteidigen mußte, die, wie oft unterstellt wird, angeblich aus hinreichenden Gründen verabschiedete Sinnesdatentheorie zu rehabilitieren.¹²¹

Klar ist jedoch auch, daß der Beitrag einer demonstrativen Bezugnahme zum Inhalt des Wahrnehmens nicht einfach in der allgemeinen sprachlichen Bedeutung des Demonstrativum besteht. Die zentrale Frage der Wahrnehmungstheorie lautet daher:

FRAGE: Wie kommen die perzeptuelle Mannigfaltigkeiten, d.h. in Castañedas Theorie die perzeptuellen Felder, und die allgemeine Bedeutung des Demonstrativum so zusammen, daß sich die demonstrativen Beiträge zu den Inhalten des Wahrnehmens ergeben?

2. Verwendungen von Demonstrativa zum Ausdruck perzeptueller Erfahrung

2.a Castañedas ‚Wanderer‘-Beispiel enthält eine Wahrnehmungssituation, die hinsichtlich der doxastischen Einstellung des Wahrnehmenden und hinsichtlich der Realität variiert wird; in allen vier Varianten soll sich ein Demonstrativum auf ein Element im visuellen Feld beziehen, während die doxastische Einstellung in der Kopula zum Ausdruck kommt.

Meine Diskussion von Castañedas Analyse der üblichen Konstruktionen, mit denen wir Wahrnehmungen zuschreiben, zielte auf folgendes ab: Ich suchte in unserem gewöhnlichen Wissen über den korrekten Gebrauch solcher Konstruktionen in verschiedenen Situationen nach eigenständige Informationen darüber, inwieweit wir unterstellen, daß es einen eigentlichen, von anderen Inhalten des Denkens und Glaubens unterschiedenen Inhalt der Wahrnehmung gibt, und von welcher Art er unserer Unterstellung nach gegebenenfalls ist. ‚Eigenständig‘ sollten die Informationen in der Weise sein, daß sie nicht schon Thesen über den Charakter von Wahrnehmungen voraussetzen, zu denen man auf anderem Wege, etwa durch lokal-phänomenologische Reflexionen gelangt ist.

Unter demselben Blickwinkel möchte ich auf zwei Beobachtungen eingehen, die Castañeda über die demonstrativen Inhalte der Wahrnehmung macht. Die Beobachtungen sind von besonderem Interesse, weil es zu der ersten zwischen Castañeda und W. Künne eine explizite Debatte gegeben hat und die zweite auf einem Hinweis beruht, den Künne in seinem Debattebeitrag gegeben hat. Ich möchte versuchen, meine Einschätzung der Diskussion zu begründen, die folgendes beinhaltet:

¹²¹ Siehe etwa *J/P-KünneAntwort*, S. 276-77; *J/P-SchantzAntwort*, insb. S. 332-34. Siehe auch *PerceptionHallerFS*, S. 284: „The default case of perception is not only veridical but doxastically committal to the existence of the perceived physical objects and their perceptible properties. This crucial fact is the Waterloo of sense-datum theories.“ – Man kann natürlich den Begriff des Sinnesdatum so weit dehnen, wie man möchte. In freundlicher Absicht dehnt ihn B. Mates in *SenseData* aus.

- Die erste Beobachtung, die das ‚Wanderer-im-Nebel‘-Beispiel betrifft, läßt sich klarer als eigenständiges phänomenologisch-linguistisches Ergebnis darstellen, als Castañeda es tut.
- Künne unterschätzt die Stärke dieser ersten Beobachtung gegen eine Auffassung der Art, wie er sie selbst vertritt.
- Umgekehrt überschätzt Castañeda vielleicht die Stärke der zweiten Beobachtung, die das ‚Winziger-weißer-Punkt‘-Beispiel betrifft.
- Die zweite Beobachtung sollte eher zur Absicherung der ersten eingesetzt werden.

Das erste Beispiel besteht in einer Situation, die Castañeda in zwei Dimensionen variiert, so daß sich insgesamt vier Varianten ergeben.¹²² Kurz gefaßt ist die Geschichte, daß jemand zu einer morgendlichen Wanderung durch einen nahegelegenen Wald aufbricht, plötzlich einen Ruf „Ich ertrinke!“ zu vernehmen meint und, nachdem er dem vermeintlichen Ruf gefolgt ist, eine visuelle Erfahrung erlebt, die in einem Urteil der Art „Das ist ein ertrinkender Mann“ kulminiert. Die beiden Dimensionen der Variation betreffen zum einen die Realität, nämlich die Frage, ob sich an Ort und Stelle wirklich ein ertrinkender Mann befindet, und zum anderen die doxastische Einstellung des Wanderers, nämlich ob sein Urteil von der gewöhnlichen Stärke ist, so daß der Wanderer einen wirklichen ertrinkenden Mann annimmt, oder ob er so abschwächt, daß es nicht die Wirklichkeit eines ertrinkenden Mannes beinhaltet.

Ich bezeichne die beiden Dimensionen als die *Realitäts-* und die *doxastische Dimension*. Die beiden Varianten in der Realitätsdimension bezeichne ich als *veridische* und als *nicht-veridische visuelle Erfahrung*; Castañeda klassifiziert den nicht-veridischen Fall als einen, in dem der Wanderer *halluziniert*.¹²³ In der doxastischen Dimension unterscheide ich das *starke* vom *vorsichtigen* Wahrnehmungsurteil. Castañeda wählt als Ausdruckweisen für das starke Urteil „Das *ist* ein ertrinkender Mann“ und für das vorsichtige „Das *scheint* ein ertrinkender Mann *zu sein*“.¹²⁴ Es ergeben sich so vier Fälle:

¹²² Das Beispiel findet sich mit gewissen Änderungen in *ThLE6Perception*, S. 112-116; *DirectReference*, S. 122-125; *J/P-Objects*, S. 117-120; *J/P-KünneAntwort*, S. 277-281; *PerceptionHallerFS*, S. 286-90; *PeirceAufsatz* Abschnitt III.

¹²³ In *PerceptionHallerFS* spricht Castañeda von einem (nicht-)veridischen Wahrnehmungsurteil, von einer veridischen Präsentation, auf die es gestützt sein kann, und von veridischen Erfahrungen; siehe S. 287. Obwohl es nicht leicht ist, präzise anzugeben, unter welchen Bedingungen eine perzeptuelle Erfahrung veridisch ist, betrachte ich die dritte Formulierung als zentral; denn die Rede von einem veridischen *Urteil* scheint mir nur einen eigenständigen Sinn zu haben, wenn sie impliziert, daß das Urteil wahr ist; es scheint jedoch massenhaft Situationen zu geben, die man als veridisches Wahrnehmen bezeichnen möchte, obwohl ein darin gefälltes Wahrnehmungsurteil einen Fehler aufweist; im Beispiel könnte der Wanderer es etwa statt mit einem ertrinkenden Mann mit einer ertrinkenden Frau zu tun haben; sein Fehler in der Prädikation macht aus ihm noch keinen Halluzinierenden.

¹²⁴ Castañeda bezeichnet das vorsichtige Urteil als das ‚skeptische‘, was mir etwas zu philosophisch klingt; siehe etwa *J/P-Objects*, S. 119; *ThLE6Perception*, S. 113. Ich kontrastiere nicht „stark“ mit „schwach“, da sehr fraglich klar ist, ob das eine Urteil das andere impliziert. Meine Bezeichnung entspricht Künnens „cautiously“ in *J/P-Künne*, S. 261 o. – Man kann sich fragen, ob die Formulierungen in den Situationen wirklich natürlich sind. Vielleicht wäre für das starke Urteil eine Formulierung mit räumlichem Demonstrativum „*Da hinten/dort* ist ein ertrinkender Mann“ üblicher. Aber

(A)	veridische Erfahrung	+	starkes Urteil
(B)	nicht-veridische Erfahrung (Halluzination)	+	starkes Urteil
(C)	veridische Erfahrung	+	vorsichtiges Urteil
(D)	nicht-veridische Erfahrung (Halluzination)	+	vorsichtiges Urteil

Castañedas wesentliche Beobachtungen an diesem vierfältigen Beispiel lauten:

- i.a Das Demonstrativum „*das*“ *besitzt* in allen vier Fällen, ob es nun in der Formulierung des starken oder des vorsichtigen Urteils vorkommt, *dieselbe sprachliche Bedeutung*
- i.b Das Demonstrativum „*das*“ *bezeichnet* in allen vier Fällen *ein Element im visuellen Feld* des Wahrnehmenden.
- ii. Der *Einstellungs-Unterschied* [„difference in attitude“] zwischen dem starken und dem vorsichtigen Urteil besteht *nicht im Subjekt DAS*, also wohl: in dem, was das Demonstrativum bezeichnet, *sondern im Unterschied der Prädikationsform*, d.h. dem Kontrast zwischen ‚ist ...‘ und ‚scheint ... zu sein‘.¹²⁵

Zweifellos sind die Punkte i.b und ii. die in theoretischer Hinsicht schwergewichtigen. Denn Punkt i.b steht jedenfalls der beliebten Theorie der direkten Bezugnahme der Demonstrativa entgegen, derzufolge ein in einer normalen Situation gebrauchtes Demonstrativum einen Gegenstand im objektiven Raum bezeichnet, während Castañeda unter einem perzeptuellen Feld etwas versteht, das gegenüber der Realitäts-Dimension neutral ist.¹²⁶ Und Punkt ii. klingt schon sehr danach, daß er ihm in einer Theorie, die wie GT eine Mehrzahl an Prädikationsformen postuliert, besonders gut gerecht werden kann. Bemerkenswert ist, daß Castañeda für Punkt i.a, also für die Einheit der sprachlichen Bedeutung, eine Begründung angibt, die zugleich i.b begründen soll: Wegen der Einheit der Erfahrung müsse die Sprache der Erfahrung genau dieselbe Semantik und Pragmatik besitzen unabhängig vom Typ der Erfahrung¹²⁷; und mit dem Typ der Erfahrung meint er sicherlich zumindest, ob es sich um eine veridische oder eine nicht-veridische Erfahrung handelt.

2.b Eine erfolgversprechende Argumentationsstrategie wäre, die einheitliche sprachliche Bedeutung des Demonstrativum in allen vier Situationen zugrunde zu legen und dann für einen kategorial einheitlichen Bezug zu argumentieren.

Mein Gedanke ist, daß man, *ohne* sich schon auf die Existenz realitätsneutraler perzeptueller Felder zu berufen, die Einheit der Semantik der Demonstrative (i.a) als Tatsache unserer natürlichen Sprache ansehen kann. Künne jedenfalls räumt diesen Punkt rückhaltlos ein¹²⁸, wäh-

auch der Diskurs „Was ist das?“ – „Das ist ein ertrinkender Mann (oh Schreck)!“ ist in Ordnung. Wichtig ist, daß die Formulierung des *vorsichtigen* Urteils ganz natürlich ist.

¹²⁵ Siehe *PerceptionHallerFS*, S. 287, Punkte (TH) für i. und (PRED) für ii.; weitgehend ähnlich sind die anderen Darstellungen, besonders *J/P-KünneAntwort*, S. 278-79.

¹²⁶ Vgl. Castañedas Diskussion von Kaplans Semantik der Indikatoren, *DirectReference*.

¹²⁷ Siehe *PerceptionHallerFS*, S. 287.

¹²⁸ Siehe *J/P-Künne*, S. 261 Anm. 4.

rend er keine Sympathien für visuelle Felder in Castañedas Sinn erkennen läßt.¹²⁹ Ein solches Vorgehen hätte folglich wenigstens einen dialektischen Vorteil. Dem schließt sich der Argumentationsschritt an, daß, wenn die Einheit der Semantik feststeht und die Rede von dieser Einheit nicht bloß verbal ist¹³⁰, es nicht denkbar ist, daß das Demonstrativum, wenn der Wanderer es in einer Situation wie der im Beispiel geschilderten zum Ausdruck des starken Urteils einerseits und des vorsichtigen andererseits verwendet wird, kategorial Verschiedenes bezeichnet.

Bemerkenswert ist, daß Künne auch diese Konsequenz offenbar akzeptiert. Doch er akzeptiert sie nicht in einem Sinn, in dem sie zu der These überzugehen erlaubt, der Bezug von „das“ sei immer ein Element im visuellen Feld, d.h. zu Castañedas Punkt i.b. Künne wendet gegen Castañedas Darstellung zunächst einmal ein, seine Einstufung der beiden nicht-veridischen Situationsvarianten (B) und (D) als *Halluzinationen* des Wanderers entspreche nicht ganz der Art, wie er die Geschichte ursprünglich präsentiert.¹³¹ Damit teilt sich die Diskussion in die Frage, wie Künne die nicht als Halluzination gedeutete Situation behandelt, und in die Frage, was er über halluzinatorische Erfahrungen sagt; und die Antwort auf die zweite Frage wird zum einen das beinhalten, was Künne im Zusammenhang der Wanderer-Geschichte dazu sagt, und zum anderen das, was er darüber hinaus in seinem Beitrag zu Castañeda über Halluzinationen bemerkt.

¹²⁹ Unter Verweis auf Husserl spricht er sich für die Existenz eines repräsentierenden Inhaltes, nämlich von gewissen Empfindungen [„visual sensations“] aus, die er explizit von Sinnesdaten unterscheiden wissen möchte und die in keinem Sinn der Bezug des Demonstrativum in irgendeiner der Situationen A bis D seien (*J/P-Künne*, S. 260 u.). Ich nehme an, es kommt Künne insbesondere darauf an, daß Empfindungen *Zustände* von (oder Ereignisse ‚in‘) wahrnehmenden Personen und keine *Objekte* beliebiger Kategorie sind, zu denen sie in einer bestimmten Beziehung stehen (abgesehen allenfalls von der Beziehung, sie als Zustände zu haben). Und obwohl Castañeda'sche Wahrnehmungsfelder explizit keine Sinnesdaten sind, sind sie doch ‚Objekte‘ geistiger Vorkommnisse in diesem weiten Sinn; siehe die Diskussion in Abschnitt II. Allerdings habe ich in Teil EINS die Position des späten Sellars dargestellt, der Empfindungen ebenfalls mit Zuständen bzw. Ereignissen identifiziert und trotzdem zu dem Ergebnis kommt, unter ganz bestimmten Umständen seien Empfindungen durchaus Bezüge von gewöhnlichen demonstrativen Phrasen.

¹³⁰ ‚Bloß verbal‘ wäre die Rede, wenn sie der folgenden Position analog wäre: „Bank“ ist nicht mehrdeutig, sondern hat eine einzige sprachliche Bedeutung, die jedoch eigentümlich kontext-sensitiv ist: In Kontexten, in denen es um Geld geht, sind die Erfüllungsbedingungen von „x ist eine Bank“ die-und-die, doch wenn es ums Sitzen geht, sind es andere. – Mein Konzept einer sprachlichen Bedeutung, die keine Kontextsensitivitäten der angedeuteten Art zuläßt, soll das umfassen, was Castañeda in der Diskussion als semantisch und pragmatisch unterscheidet: Die Sprache der Wahrnehmung, heißt es etwa in *PerceptionHallerFS*, S. 287 u., müsse genau dieselbe Semantik (allgemeinen Bedeutungen) und dieselbe Pragmatik (Prinzipien der Anwendung der allgemeinen Bedeutungen auf einzelne Sprechsituationen) besitzen, unabhängig vom Typ der perzeptuellen Erfahrung. Denn zweifellos gehören pragmatische *Prinzipien* in diesem Sinn auch zum allgemeinen System der Sprache, nicht zu einer *einzelnen* Anwendungssituation. Castañeda spricht auch kurz darauf zusammenfassend von ‚grundlegenden Regeln der Sprache‘. Eine explizite Unterscheidung zwischen pragmatischen, semantischen und syntaktischen Eigenschaften von Indikatoren trifft Castañeda in *J/P-Indicators*, S. 64. In der vorliegenden Diskussion sind tatsächlich solche Eigenschaften relevant, die er dort als *semantisch* bezeichnet, nämlich solche, die sich darauf beziehen, wie Indikatoren in einzelnen Gebrauchssituationen ihre Bezüge auswählen [„pick out“].

¹³¹ Siehe S. 260 m.; Castañeda reagiert darauf in *J/P-KünneAntwort*, S. 279-80.

Künne schlägt vor, daß sich das Demonstrativum in allen vier Situationsvarianten auf ein ‚externes physisches Ziel‘ bezieht, ‚das man fotografieren kann‘. In den veridischen Varianten handle es sich tatsächlich um einen ertrinkenden Mann, während es in den nicht-veridischen ‚ein Fels, ein Schatten oder sonst etwas‘ sei.¹³² Die Struktur des starken Wahrnehmungsurteils betrachtet er dann als unproblematisch, und bezüglich der des vorsichtigen Urteils schlägt er vor, daß der Wanderer in ihm von dem seiner genaueren Beschaffenheit nach unbekanntem externen physischen Gegenstand, auf den er sich mit dem Demonstrativum ‚das‘ bezieht, die Eigenschaft prädiziert, *wie ein ertrinkender Mann auszusehen*.¹³³ Ich bezeichne hier diesen Übergang von einer Eigenschaft F von gewöhnlichen Dingen zu Eigenschaften der Form ‚wie ein F/etwas F-iges aussehen‘, die jedoch im selben Sinn Eigenschaften gewöhnlicher Dinge sind, als Künnens *prädikative Form der Abschwächung* eines Wahrnehmungsurteils.¹³⁴

In diesem Zusammenhang merkt Künne zu wirklichen Halluzinationen nur an: ‚Wenn der Wanderer halluziniert hätte, hätte sich sein ‚das‘ auf gar nichts bezogen. Aber natürlich wäre die sprachliche Bedeutung von ‚das‘ immer noch dieselbe gewesen.‘¹³⁵ Ich denke, daß er an dieser Stelle der Stärke der Beobachtungen nicht gerecht wird, die sich ganz im Rahmen einer phänomenologischen Linguistik an dem vierfältigen Wanderer-Beispiel anstellen lassen. Zu diesen Beobachtungen gehören nämlich diese:

- Wir verfügen in unsere Alltagskonzeption tatsächlich über einen Begriff von halluzinatorischen perzeptuellen Erfahrungen.
- Gegen die prinzipielle Möglichkeit der Situationsvariante (D) (nicht-veridische Erfahrung, vorsichtiges Urteil) haben wir ausgehend von dieser Konzeption nichts einzuwenden.
- Die Verwendung des Satzes ‚Das scheint ein ertrinkender Mann zu sein‘ zum Ausdruck eines entsprechenden Wahrnehmungsurteils halten wir in dieser Situation für korrekt und adäquat.
- Die Adäquatheit schließt ein, daß das so ausgedrückte Urteil durchaus wahr sein kann.

¹³² Siehe S. 260; Castañeda kritisiert die Identifizierung des ‚externen Zieles‘ beim vorsichtigen Urteil in *J/P-KünneAntwort*, S. 280.

¹³³ Siehe S. 260: ‚In all four cases the reference of ‚that‘ is to *one and the same entity*, namely to *what looks like a man drowning*.“; S. 261: ‚the phrase ‚what looks like an X‘ for cautiously describing the referent of a perceptually used ‚that‘...“. Was solche ‚scheint‘- oder ‚sieht ... aus‘-Eigenschaften genauer sind, erläutert Künne nicht; doch vermutlich hat er Standarddiskussionen wie die von R. Chisholm, *Perceiving*, S. 43-53, im Sinn.

¹³⁴ Dabei sei ‚Ding‘ so weit verstanden, wie es erforderlich ist, um auch Fälle wie die von Künne angedeuteten Schatten einzuschließen; offenbar soll ein Künne’sches ‚externes physisches Ziel‘ jedoch immer fotografierbar sein (siehe S. 260). – Die Ablehnung einer Fixierung auf ‚materielle Gegenstände‘ sowie die Begeisterung für das Fotografieren geht wohl auf J. L. Austin zurück; vgl. *S&S*, S. 2-5 bzw. S. 31.

¹³⁵ Siehe *J/P-Künne*, S. 261 Anm. 4, wo es zur Abwechslung um eine *Wanderin* geht; vgl. Chisholm, *Perceiving*, S. 162-64, bes. 163-64: ‚When the victim of hallucination uses a demonstrative term, saying, „That is a rat“, the term „that“ may seem to indicate, or purport to indicate, but actually it indicates nothing.

Unter diesen Umständen *kann* das Demonstrativum nicht in der Weise fungieren, wie Künne es annimmt. Denn entweder führt der fehlende Bezug zu einem wahrheitswertlosen Urteil, oder es führt zu einem falschen Urteil; beides widerspricht der vierten Beobachtung.¹³⁶ Ich möchte unterstreichen, wie weit meiner Einschätzung nach die vier Punkte reichen: Ich meine sie so, daß sie auch etwa in dem Fall gelten, daß der Wanderer weiß, daß er morgens manchmal ‚seltsame Dinge sieht‘ oder eben halluziniert, und aus diesem Grund sein Urteil vorsichtig formuliert. Ich sehe keinerlei Anzeichen in unserem gewöhnlichen Sprachgebrauch, daß wir seine demonstrative Formulierung selbst in diesem Fall für inkorrekt, inadäquat oder auch nur im mindesten unnatürlich fänden.¹³⁷

In einem etwas anderen Zusammenhang geht Künne in seinem Beitrag noch einmal auf halluzinatorische Erfahrungen ein. Dort schlägt er für eine veridische Wahrnehmung, die die Beispielperson Mary spontan in dem Satz ‚Ich sehe einen vielfach gestreiften Tiger‘ beschreibt, die ausführlichere Formulierung ‚Mir ist, als wenn ich einen vielfach gestreiften Tiger sähe‘.¹³⁸ Das ‚Mir ist, als wenn ...‘ klassifiziert er als einen intensionalen Satzoperator. Den Übergang von einem Satz S zu dem Satz ‚Mir ist, als wenn S‘ bezeichne ich als Künnes *propositionale Form der Abschwächung* eines Wahrnehmungsurteils. Künne betont, daß der abgeschwächte Satz mit dem ursprünglichen kompatibel ist und daher ein Charakteristikum herausstellt, das eine entsprechende veridische Wahrnehmung und Situationen, in denen der Sprecher unter einer Art von Wahnvorstellung [„delusion“] leidet, gemeinsam ist, und dem Kontext nach soll der letzteren Situationstyp Halluzinationen einschließen.¹³⁹

¹³⁶ Selbst wenn sich entgegen Künnes eigener Einschätzung das Demonstrativum etwa auf eine bestimmte mehr oder weniger gefüllte Region des Raumes bezieht, die zufällig vor den Augen des Wanderers liegen, kann man unterstellen, daß dieser Bezug nicht die in Künnes Sinn abgeschwächte Eigenschaft besitzt, wie ein ertrinkender Mann auszusehen.

¹³⁷ Vgl. Castañedas Hinweis, der Wanderer habe selbst in weniger drastischen Fällen als Halluzinationen ‚nicht die geringste Intention, auf den Fels Bezug zu nehmen, den Künne da gefunden hat‘ (*J/P-KünneAntwort*, S. 280 m.), sowie auf den Fall des ‚illusory innocent bystander‘ (u.). – Natürlich ist hier der bloße Hinweis als Einwand ausgeschlossen, ein so verwendetes Demonstrativum könne grundsätzlich nicht zur Kommunikation verwendet werden und sei daher nicht korrekt gebraucht. Denn einerseits kann man sich gewisse kommunikative Effekte so verwendeter Demonstrativa durchaus denken. Zum anderen setzte der Einwand einfach voraus, daß unsere natürliche Sprache in ihrem primären oder grundlegenden Gebrauch der Kommunikation dient. Die angeführten Beobachtungen sind aber durchaus auch Belege dafür, daß unsere Sprache auf mindestens gleichberechtigte Weise ein Mittel des individuellen Denkens ist.

¹³⁸ Siehe S. 262–63; die zweite Formulierung lautet ‚I feel as if I were seeing a many-striped tiger‘. Alternativ bietet er an ‚It sensibly seems to me just as if‘. Wie er den Operator versteht, ist nicht so klar. Doch eine Interpretation, auf die man wegen Künnes konjunktivischer Formulierung ‚... as if I were seeing ...‘ kommen könnte, darf man ausschließen: ‚I feel as if S‘ ist nicht analysierbar als ‚Ich befinde mich in dem Fühlens-(oder Empfindungs-)Zustand, in dem ich mich befände, wenn S der Fall wäre‘. Denn in dieses Schema wäre auch mit gutem Sinn etwas wie ‚Ich befinde mich in dem-und-dem neurophysiologischen Zustand‘ für S einsetzbar, und das paßt absolut nicht zu der Situation, die Künne auf S. 262–63 skizziert. Um diese Deutung auszuschließen, formuliere ich im Deutschen das von ‚Mir ist, als wenn ...‘ Eingebettete im Indikativ.

¹³⁹ Siehe S. 263. – Da Künne im Beitrag selbst auf Austins *S&S* verweist, in dem Austin den Sinnesdaten-Theoretikern eine Verwirrung von ‚illusion‘ und ‚delusion‘ vorwirft (siehe S. 20–32, bes. die zentrale Diagnose des Fehlers im ‚Argument aus der Illusion‘ auf S. 25), dürfte er ‚delusion‘ mit voller Absicht verwenden.

Die in der propositionalen Form abgeschwächten Aussagen wären tatsächlich Kandidaten für Formulierungen von Urteilen, die auch in Fällen von Halluzination *wahr* sind. Doch dieser Vorschlag ändert nichts an den Beobachtungen, denen zufolge eine demonstrative Aussage wie „Das sieht wie ein ertrinkender Mann aus“ ebenfalls möglicherweise wahre Urteile formulieren. Es kommt zweierlei hinzu, das die Natürlichkeit solcher demonstrativer Aussagen unterstreicht. Zum einen ist „Mir ist, als wenn ich einen Tiger sehe“ das vorsichtige Gegenstück zu „Ich sehe einen Tiger“, also zur *Selbstzuschreibung* eines Sehens, nicht zu „Das ist ein Tiger“, also dem gewöhnlichen Wahrnehmungsurteil über die gesehene Sache.¹⁴⁰ Zum anderen ist der Satzoperator „Mir ist, als wenn ...“ zwar auch auf anderes als solche Selbstzuschreibungen plausibel anwendbar. Doch eine unproblematische Formulierung wäre zunächst einmal etwas wie „Mir ist, als wenn hier irgendwo ein Tiger ist“. Es sind auch reichhaltigere Beschreibungen denkbar, etwa „Mir ist, als wenn sich hier, nur drei Meter frontal vor mir ein Tiger befindet, der auf mich zukommt“. Ich denke, daß wir, konfrontiert mit einem solchen Angebot zur Beschreibung einer perzeptuellen Erfahrung, einfach wissen, oder jedenfalls aufgrund unseres vermeintlichen Wissens unterstellen, daß der Halluzinierende noch einen tref-

¹⁴⁰ Hier liegt wieder ein Fall vor, in dem sich Quasi-Indikatoren der ersten Person singular allzu leicht einschmuggeln. So kann man, beeindruckt vom anscheinend grundlegenden ‚Erfolgs-Charakter‘ der perzeptuellen Verben, denken: „Der normale Fall ist, daß jemand ein gewöhnliches Ding sieht, etwa ein Pferd. Wenn er, aus welchen Gründen auch immer, die Augen offen hat und da ist gar kein Pferd, dann ‚sieht‘ er nicht etwa etwas anderes, vielleicht ein pferdiges Sinnesdatum; vielmehr sieht er gar nichts, sondern er *scheint* nur ein Pferd zu sehen.“ Das kann sicherlich nicht bedeuten, daß es *uns* scheint, als sehe er ein Pferd, denn es ist gar kein Pferd da. Es kann aber auch nicht heißen, daß es *ihm* scheint, als sehe *er* ein Pferd; daß ‚er‘ in dieser Auflösung muß nämlich als Quasi-Indikator verstanden werden, und es geht an der Sache vorbei, wenn wir dem Betreffenden, bloß weil kein Pferd da ist, einen *selbstbewußten* Gedanken über sein eigenes Sehen zuschreiben. Er kann einen solchen Gedanken haben, aber er muß es nicht. Tatsächlich liefert uns der Vorschlag nur zusätzlich zu ‚sehen ...‘ ein komplexes Prädikat ‚scheinbar-sehen ...‘ (oder schwächer: ‚anscheinend-sehen‘), dessen Funktionsweise noch nicht aufgeklärt ist. Man kann probieren: „Wer ein Pferd scheinbar sieht, befindet sich in der-und-der Hinsicht in demselben Zustand, indem er sich befände, wenn er ein Pferd sähe.“ So plausibel das klingt, so sehr ist es nur der allererste Schritt in der erforderlichen Arbeit. *Nur* durch die Unterscheidung zwischen ‚sehen‘ und ‚scheint zu sehen‘ hat man jedenfalls nichts erreicht. Recht nahe kommt dem Kritisierten Pitcher, *Perception*, S. 17: „... is it necessarily true ... that a visually hallucinated man must at least be seeing or „see“ something? Well, that depends, naturally, on what it means to say that someone is seeing, or „sees“, something. If it means merely that the hallucinator *thinks* he sees something ... or that he has some inclination to think that he sees something ... then it can hardly be denied that a hallucinator always „sees“ something.“ (meine Unterstr. der Quasi-Indikatoren; RB) Man kann es sehr wohl leugnen; denn wer eine visuelle Erfahrung irgendeiner Art hat, muß nicht den selbstzuschreibenden Gedanken haben oder zu ihm geneigt sein, daß *er** das-und-das sieht. Vgl. auch Pitcher, *Perception*, S. 25-26: „I take it that the words ‚a tiny white dot is before his (visual) consciousness‘ cannot mean more than (a) *It looks to him as if he were seeing a tiny white dot.*“ [meine Unterstr.; kursiv für Einrückung; RB.] Vgl. auch Putnam, *Cord*, S. 29: „Of course, if the claim that „Helen had qualitatively identical sense data on the two occasions“ is no more than philosophical newspeak for „It seems to Helen when she dreamt as if she were seeing just what she later saw when she actually saw the Taj Mahal,“ then ... the claim is perfectly intelligible ...“ Siehe dazu *J/P-DöringAntwort*, S. 273-74, wo Castañeda explizit ‚Das scheint F zu sein‘ von ‚Das scheint *mir* F zu sein‘ und ‚Es scheint *mir*, als sei das F‘ unterscheidet. In Künnes Fall existiert das Problem nicht, da er schon von einer Selbstzuschreibung Marys („Ich sehe ...“) ausgeht.

fenderen Ausdruck für seine Erfahrung finden kann, indem er einen demonstrativen Ausdruck verwendet: „Das ...“.

2.c Wir gestehen auch einem bewußt Halluzinierenden einen Gebrauch von Demonstrativa zu, die wir trotz der außergewöhnlichen Situation als bezugnehmend verstehen und die daher auf etwas anderes als auf Gegenstände der objektiven Welt Bezug nehmen müssen; anhand eines anderen Beispiels läßt sich auch die einheitliche Semantik von Demonstrativa in den vier Situationsvarianten belegen.

Der naheliegend Schritt ist, auf das starke demonstrativen Wahrnehmungsurteil nicht Künnes prädikative Form, sondern die propositionale Form der Abschwächung anzuwenden, so daß sich die Formulierung „Mir ist, als wenn *das* ein ertrinkender Mann ist“ ergibt. Das ist jedoch aus verschiedenen Gründen eine sehr problematische Position. Ich weise nur auf eine theoretische und eine datenbezogene Schwierigkeit hin:

(a) Das Verhalten von indexikalischen Ausdrücken in intensionalen Kontexten ist im allgemeinen von anderer Art als etwa das Verhalten von Kennzeichnungen. In der üblichen Terminologie ausgedrückt müssen jedenfalls Aussagen, die (oberflächlich betrachtet) einen Indikator im Bereich eines modalen Operators enthalten, als *de re*-Modalitäten verstanden werden. Beispielsweise muß man „Der da hätte auch gewinnen können“ so verstehen, daß von der durch das Demonstrativum bezeichneten Person eine modale Eigenschaft ausgesagt wird, also in etwa, daß *eben diese Person* in irgendeiner möglichen Welt das Spiel gewinnt.¹⁴¹ Die Funktionsweise eines Demonstrativum, das derartig in einen intensionalen Kontext eingebettet ist, daß die Wahrheit des Satzes gerade vom Vorkommen des Demonstrativum abhängt, kann man, um das Wenigste zu sagen, nicht wie etwa bei Kennzeichnungen als grundsätzlich bekannt und erforscht voraussetzen.

(b) Es ist denkbar, daß sich jemandem auch ohne besondere perzeptuelle Grundlage massiv der Eindruck aufdrängt, der König von Frankreich befände sich in seiner Wohnung. Er weiß ganz genau, daß dieserr König nicht (mehr) existiert, und trotzdem wird er den Eindruck nicht los. So jemandem gegenüber wäre die folgende Empfehlung angebracht: *Ein gutes Mittel, um deine Erfahrung zum Ausdruck zu bringen, ist die Aussage „Mir ist, als wenn der König von Frankreich bei mir wohnt.“ Allerdings ist deine Verwendung von „der König von Frankreich“ dabei nicht auf die übliche Weise erfolgreich; du sprichst nicht wirklich über etwas, du beziehst dich mit „der König von Frankreich“ nicht auf etwas, du versuchst nicht, etwas Bestimmtes zu beschreiben.* Wenn die demonstrative Aussage „Das sieht wie ein ertrinkender Mann aus“ des wissentlich halluzinierenden Wanderers tatsächlich die Semantik von „Mir ist, als wenn *das* ein ertrinkender Mann ist“ besäße und analog zur Königs-Formulierung verstan-

¹⁴¹ Das bedeutet auch, daß die bereits in einer Fußnote verworfene Interpretation von „Mir ist, als wenn S“ als „Ich befinde mich in demselben Zustand, in dem ich mich befände, wenn S der Fall wäre“ hier endgültig ausgeschlossen ist; denn ein kontrafaktisches Konditional bildet einen solchen modalen Kontext, in dem Indikatoren grundsätzlich *de re* verstanden werden müssen. – Die Wendung ‚eben diese Person‘ soll kein Vorurteil zugunsten einer strikten Identität von Einzeldingen in verschiedenen möglichen Welten und zuungunsten von Lewis ‚Gegenstück‘-Konzeption beinhalten.

den werden müßte, dann müßte dem Wanderer gegenüber die analoge Empfehlung angebracht sein: *Ein gutes Mittel, um deine Erfahrung zum Ausdruck zu bringen, ist die Aussage „Das sieht wie ein ertrinkender Mann aus.“ Allerdings ist deine Verwendung von „das“ dabei nicht auf die übliche Weise erfolgreich; du sprichst nicht wirklich über etwas, du beziehst dich mit „das“ nicht auf etwas, du versuchst nicht, etwas Bestimmtes zu beschreiben.*“ Ich denke, es ist im Kontrast zu der Geschichte mit dem König von Frankreich klar, daß wir, wenn wir dem wissentlich Halluzinierenden die Verwendung einer demonstrativen Aussage „Das sieht wie ein ... aus“ anraten, *nicht* dazu neigen, den zweiten Satz der zitierten Empfehlung als Kleingedrucktes hinzuzufügen. Der Wanderer könnte mit einem vollem Recht zurückfragen *Wieso sollte ich „das“ verwenden, wenn es sich doch auf nichts bezieht, das ich zu beschreiben versuche?*, das er nicht besäße, wenn er eine entsprechende Rückfrage hinsichtlich der Kennzeichnung „der König von Frankreich“ formulierte.¹⁴²

Der Hinweis (a) ist nur eine Herausforderung an jemanden, der für den Fall des wissentlichen Halluzinierens ein Urteil der Struktur ‚Mir ist, als wenn *das* F ist‘ vorschlägt, die Funktionsweise des intern vorkommenden, aber angeblich nicht Bezug nehmenden Demonstrativum zu klären. Hinweis (b) enthält meinen positiven Grund, weshalb das Demonstrativum in einem solchen Fall tatsächlich nicht ohne Bezug ist oder wir es jedenfalls nicht so einschätzen. Die Tatsache, daß wir dem Wanderer auch dann, wenn er halluziniert und sich seiner psychischen Lage bewußt ist, den Gebrauch einer demonstrativen Aussage empfehlen, muß demnach dahingehend gedeutet werden, daß wir durchaus unterstellen, der Wanderer könne in dieser Situation demonstrativ auf etwas Bezug nehmen, es zu beschreiben versuchen und dabei grundsätzlich wahre Urteile fällen. Sicherlich ist der Bezugsgegenstand dabei kein fotografierbares Einzelding in der objektiven räumlichen Welt, es sei ein materieller Gegenstand oder so etwas wie ein Schatten. *Falls* man außerdem, wie Künne es explizit tut, eine einheitliche Semantik der Demonstrativa in veridischen und nicht-veridischen Situationen annimmt und diese Annahme nicht bloß verbal ist, dann ist auch die Annahme unausweichlich, daß der Wanderer auch in der veridischen Situationsvariante mit seinem Demonstrativum auf etwas wenigstens vom selben kategorialen Typ Bezug nimmt, wie er es in der Halluzinations-Situation tut. Für diese Argumentationslinie hängt folglich einiges davon ab, wie sehr sich die Beobachtung absichern läßt, daß die Demonstrativa in beiden Situationstypen in einem ernstzunehmenden Sinn mit derselben sprachlichen Bedeutung verwendet werden.

¹⁴² Diese Hinweise sind nicht einfach schematische Anwendungen der bereits im Hintergrund liegenden Theorie der Gestaltungen. Denn dieser Theorie zufolge bezieht man sich auch mit der Kennzeichnung „der König von Frankreich“ auf etwas, nämlich auf eine Gestaltung. Der Kontrast zwischen der Königs- und der Wanderer-Geschichte zeigt vielmehr, daß die Unterstellung, daß ‚empfehlenswerte‘ Verwendungen von Demonstrativa grundsätzlich erfolgreich sind, viel massiver ist, als was für ein gestaltungstheoretisches Verständnis von Kennzeichnungen spricht. – Künne präsentiert seine propositionale Abschwächungsform übrigens nicht etwa als subtile philosophische Analyse des Gebrauchs von „Ich sehe einen vielfach gestreiften Tiger“, die dem Sprecher womöglich gar nicht zur Verfügung steht, sondern diese Formulierung soll *elliptisch* sein; siehe *J/P-Künne*, S. 263.

Castañeda greift in seiner Antwort auf Künne und in seinen späten Papieren zur Wahrnehmungstheorie¹⁴³ ein Beispiel Künnes auf, um auf einem *direkten* Weg zu belegen, daß Demonstrativa sich auch in gewöhnlichen veridischen Situationen auf ‚subjektive Elemente‘ beziehen. Künnes von Austin entlehntes Beispiel ist die Aussage „Dieser winzige weiße Punkt ist mein Haus“, die die Beispielperson Mary aus der Ferne macht. Die Pointe des Beispiels ist, daß aus der Aussage sicherlich nicht folgt, daß Marys Haus ein winziger weißer Punkt ist; Künnes Lösung lautet, daß die Aussage implizit die prädikative Form der Abschwächung enthält und im Sinne von „Das Ding da hinten, das wie ein winziger weißer Punkt aussieht, ist mein Haus“ verstanden werden muß.¹⁴⁴ Er meint selbstverständlich, daß sich darin das Demonstrativum auf ein Haus in der objektiven Welt bezieht und Mary von ihm, wie der Wanderer in seiner illusorischen, jedoch nicht halluzinatorischen Wahrnehmung von dem, worauf er sich mit „das“ bezieht, die Eigenschaft prädiziert, so-und-so auszusehen. In den Texten, in denen Castañeda das Beispiel aufgreift, akzeptiert er zunächst einmal ausdrücklich Künnes Beobachtungen inklusive der Explikation der ursprünglichen Aussage Marys durch die ‚sieht aus‘-Formulierung. Doch er richtet gerade auf die Frage seine Aufmerksamkeit, wie dieses ‚sieht aus‘ verstanden werden muß. Er geht drei Optionen durch und erklärt, die ersten beiden seien ausgeschlossen:

- (i) Das durch „Dieses Ding da hinten“ Bezeichnete hat mit dem eine Eigenschaft gemeinsam, womit es verglichen wird;
- (ii) die verglichenen Entitäten [„items“] besitzen ähnliche Eigenschaften;
- (iii) das durch „Dieses Ding da hinten“ Bezeichnete ist, wie es aussieht [„is what it looks like“], und das ist das Wesen von Erscheinungen.¹⁴⁵

Man muß jedoch sehr bezweifeln, ob Castañeda mit diesen Hinweisen jemanden überzeugen kann, der Künnes Grundauffassungen hat. *Zum einen* weisen die ausgeschlossenen Optionen (i) und (ii) offenbar auf irgendwelche komparativen Auffassungen von ‚sieht aus wie‘ hin, die sich nur darin unterscheiden, ob Identität oder Ähnlichkeit von Eigenschaften erforderlich ist. Doch eine komparative Deutung des ‚sieht aus wie‘ in einer Aussage der Austin-Künne-Art hat G. Pitcher immerhin vertreten: Der Wahrnehmende sehe am Horizont etwas, das wie ein winziger weißer Punkt *aussieht*, d.h. es sehe so aus, wie ein wirklicher weißer Punkt etwa aus einer Armlänge Abstand aussieht.¹⁴⁶ Richtig ist, daß die relevante gemeinsame Eigenschaft nach dieser Auffassung wiederum eine ‚sieht aus‘-Eigenschaft ist, die nicht ebenfalls komparativ sein kann. Doch *zum anderen* scheint Castañedas Triade nicht alle Optionen aufzufüh-

¹⁴³ Damit meine ich *PerceptionHallerFS* und den ungedruckten *PeirceAufsatz*.

¹⁴⁴ Siehe *J/P-Künne*, S. 261.

¹⁴⁵ Siehe *J/P-KünneAntwort*, S. 283; *PerceptionHallerFS*, S. 292.

¹⁴⁶ Siehe Pitcher, *Perception*, S. 25-26: [A4] „I see my house“; „[B4] I see a tiny white dot on the horizon.“; „A tiny white dot is a fairly definite sort of a physical „thing“; it is a small area of white ...“; „(B4), then, is false, if construed literally ... (B4) would naturally be understood as asserting not that the speaker sees what is *in fact* a tiny white dot on the horizon, but rather that he sees on the horizon something that *looks like* a tiny white dot – i.e., it looks the way a real white dot looks from, say, arm’s length away.“

ren, die jemand mit anfänglicher Plausibilität vorschlagen kann, der ‚sieht aus‘-Eigenschaften für Eigenschaften sogenannter gewöhnlicher Dinge in der objektiven Welt und von sonst nichts hält. So könnte man im Sinne einer ‚adverbialen‘ Theorie vorschlagen, ein gewöhnlicher Gegenstand sehe für den Betrachter genau dann F aus, wenn er auf die-und-die Weise kausal dafür verantwortlich ist, daß der Betrachter eine F-liche Erfahrung durchlebt.¹⁴⁷ Diese Auffassung mag interne oder jedenfalls von der gegenwärtigen Diskussion unabhängige Probleme haben. Doch es ist sicher wünschenswert, daß die Stärke von Castañedas Deutung der Austin-Künne-Fälle nicht davon abhängt, daß zuvor auf unabhängige Weise andere nicht-komparative Auffassungen von ‚sieht aus wie‘ ausgeschlossen worden sind.

Aus diesen Gründen halte ich es für die erfolgversprechendere Strategie, die Austin-Künne-Fälle nicht zu verwenden, um unmittelbar ein ‚subjektives Element‘ in der gewöhnlichen veridischen Wahrnehmung, sondern um die Einheit der Semantik abzusichern, die die Demonstrativa in der veridischen Wahrnehmung und in bewußten Halluzinationen besitzen. Die Basis für ein solches Vorgehen findet sich in dem Umstand, daß auch die Demonstrativa, deren Gebrauch wir dem bewußt Halluzinierenden Wanderer anempfehlen, von der komplexen Sorte wie „Dieser winzige weiße Punkt ...“ sein können. Während der Wanderer in der gewöhnlichen Situation (A) sein starkes Wahrnehmungsurteil in die Worte

(A) „Diese verschwommene Gestalt ist ein ertrinkender Mann“

kleiden kann, kann er in der wissentlichen Halluzination, d.h. dem so spezifizierten Fall (D), sein vorsichtiges Urteil in der Form

(D) „Diese verschwommene Gestalt sieht wie ein ertrinkender Mann aus“

formulieren. Jetzt ist auf jeden Fall eine Interpretation der Juxtaposition des bloßen Demonstrativum „diese“ und der Charakterisierung „verschwommene Gestalt“ in (D) erforderlich, die offenbar nicht auf eine solche ‚sieht aus wie‘-Eigenschaft rekurren kann, die nur gewöhnliche Dinge in der objektiven Welt besitzen können. Mir scheint das bereits ein kraftvoller Hinweis darauf, daß das komplexe Demonstrativum in (A) nicht von ganz anderer Art sein kann. Es kommt jedoch hinzu, daß sich die folgende disjunktive Aussage mit einem einzigen komplex-demonstrativen Subjektterm bilden läßt:

(A/D) Diese verschwommene Gestalt *ist* entweder ein ertrinkender Mann, oder sie *sieht bloß wie* ein ertrinkender Mann *aus*.¹⁴⁸

¹⁴⁷ Zur Grundlegung einer solchen Auffassung siehe Chisholm, *Perceiving*, bes. Kapitel 8 „Sensing“ und Kapitel 10 „The Perception of Things“. – Pitcher diskutiert die adverbiale Auffassung als *Variante der Sinnesdaten-Theorie*, die mit der ursprünglichen Auffassung von Sinnesdaten als *Objekten* des Gewahrseins [„awareness“] konkurriert; siehe *Perception*, S. 38-41. Wenn Künne also sein Bekenntnis zu repräsentierenden Empfindungen (im Kontrast zu vorgestellten sinnesdatenhaften Objekten) mit einer adverbialen Charakterisierung verbände, dann liefe er Gefahr, selbst ein Sinnesdaten-Theoretiker in Pitchers Sinn zu sein. Er befände sich allerdings mit dem offiziellen Sinnesdaten-Kritiker Sellars in derselben Fraktion.

¹⁴⁸ Diese Aussage unterstreicht auch die Problematik von Künes propositionaler Form der Abschwächung, wenn man sie auf demonstrative Urteile in halluzinatorischen Erfahrungen anwenden wollte.

Wenn sich der Wanderer in Fall (D) hinsichtlich seiner psychischen Verfassung nicht sicher ist, ist das eine geeignete Formulierung eines Urteils, mit dem er sich die Optionen vor Augen führt.¹⁴⁹

Eine Analyse gelingt jedenfalls nicht, indem man den umgangssprachlichen pronominalen Rückbezug durch eine gewöhnliche partikuläre Quantifikation wiedergibt. Man erhielte so (A/D*): „ $\exists x$ (x = diese verschwommene Gestalt \wedge (x ist ein ertrinkender Mann \vee MIR-IST-ALS-WENN(x ist ein ertrinkender Mann)))“ . Offenbar muß der Quantor über gewöhnliche Dinge laufen, damit das erste Disjunkt erfüllt sein kann; doch dann kann das zweite Disjunkt jedenfalls nicht in dem Sinn erfüllt sein, wie es für den Vorschlag erforderlich ist, nämlich derart, daß die demonstrative Bezugnahme wesentlich ist und das Disjunkt wahr sein kann, ohne daß die Bezugnahme gelingt.

¹⁴⁹ Vielleicht findet jemand, das Pronomen „sie“ in (A/D) sei bloß eine ‚faule‘ Anapher, die ohne weiteres durch ihr Antezedens ersetzbar ist, so daß die beiden demonstrativen Phrasen in der resultierenden Aussage verschieden fungieren können. Ich glaube das nicht. Doch hier ist eine Aussage, die eindeutig nicht so behandelbar ist: „Genau eine von der verschwommenen Gestalt links und der verschwommenen Gestalt rechts *ist* ein ertrinkender Mann, und genau eine *sieht bloß wie* ein ertrinkender Mann *aus*“ .